

DIE WELTWOCH



So links sind die Schweizer Unis

Forschung im Dienste der Politik.
Von Philipp Gut und Christoph Mörgeli

Es war einmal die Beiz

Verschwindet der Stammtisch? Von Andreas Honegger

Kims Galanterie

Madeleine Albright über ihre verblüffende Begegnung
mit Nordkoreas Diktator. Von Urs Gehriger

«Fast wie in Monte Carlo»
Rennfahrer Sébastien Buemi
über die Formel E
in Zürich





MYSPO RTS

ALLES, WAS DICH



BEGEISTERT.

mysports.ch



Sichere dir mit MySports Pro über 15 Sport Sender mit mehr als 3000 Live Sport-Events. Schau alle Eishockey-Spiele der National League live und exklusiv, über 1200 Fussball-Live-Events aus 14 internationalen Top-Ligen und vieles mehr.

Jetzt aktuell: Der E-Prix Zürich exklusiv mit parallelen Kameraperspektiven und umfassenden Live-Berichterstattungen vor Ort mit MySports Pro. Ausserdem, alle Formula-E-Rennen der Saison auf MySports.

*Voraussetzung ist ein kostenpflichtiges Digital-TV-Abonnement z.B. von UPC mit monatlich wiederkehrender Zahlung, z.B. Connect 50 für CHF 59.-/Mt. und DigiCard für CHF 10.-/Mt. (Mindestvertragsdauer 12 Monate, Aktivierungsgebühr: CHF 99.-). MySports Pro-Option mit einer Frist von 3 Monaten auf Monatsende kündbar. Preis- und Programmänderungen vorbehalten. Die Voraussetzungen für den Bezug des Angebots können zwischen den einzelnen Kabelnetzen variieren.

Die aktuelle Bachelorette Adela Smajic begrüsst unsere Gesellschaftsredaktorin Claudia Schumacher zum Interview bei sich zu Hause in Basel mit den Worten: «Welcome to my crib!» Im direkten Kontakt ist Smajic sehr nett, vielleicht sympathischer als in der Sendung, und ihr operierter Körper wirkt natürlicher, wenn Brüste und Schlauchlippen nicht noch extra inszeniert und ausgeleuchtet werden. Schumacher hatte Verständnisprobleme: Smajic ist klug (Matura: 5,5), menschlich angenehm und hübsch – wieso gibt sich so eine Frau fürs Trash-TV her? Nach dem Gespräch hatten wir eine Idee, warum. **Seite 12**

Wie links sind die Schweizer Universitäten? Diese Frage stellt sich nicht erst, nachdem in Zürich ein Lehrgang in marxistischer Ökonomie eingeführt worden ist und in Basel ein erklärter Sozialist den Lehrstuhl für Soziologie übernommen hat. Unsere Autoren Christoph Mörgeli und Philipp Gut haben recherchiert und Belege für den Linksdrall an den Hochschulen bei Professoren und Studenten, aber auch bei der Vergabe von Ehrendoktoraten und nicht zuletzt bei den millionenschweren Forschungsprogrammen des Schweizerischen Nationalfonds gefunden. **Seite 16**

Ob ihn sein Chauffeur zum Bahnhof fahren solle, fragte Hermann Alexander Beyeler den Journalisten Rico Bandle nach einem gemeinsamen Essen im Fünfsternehotel «Schweizerhof» in Luzern. Bandle liess sich die Fahrt im schwarzen Mercedes-Maybach nicht entgehen, obschon der Fussmarsch über die Seebrücke zum Bahnhof keine fünf Minuten gedauert hätte. Dass Beyeler einem Gesprächspartner spontan seine Limousine anbietet, passt zum vielleicht schillerndsten Unternehmer der Schweiz. Der Littauer stammt aus einfachen Verhältnissen, war Autolackierer und IV-Bezüger, bevor er zu einer der reichsten Schweizer aufstieg. Seine Lebensgeschichte ist dermassen verrückt, dass sie jeder Filmproduzent als unglaublich zurückweisen würde. **Seite 26**

Ein kompletter Flop? Oder Frieden für Korea? Wenn Trump nächsten Dienstag in Singapur tatsächlich auf Kim Jong Un trifft (bei Redaktionsschluss waren beide auf Gipfelkurs),



Showdown: US-Aussenministerin Albright in Nordkorea, 2000.

wird der Ausgang völlig offen. Für die *Weltwoche* wirft eine Frau Licht ins Dunkel, die einschlägige Erfahrung hat mit Nordkoreas Diktatur. Madeleine Albright, Amerikas erste Aussenministerin, reiste im Oktober 2000 zum bis heute letzten USA-Korea-Showdown. «Es war komplett anders als jedes Treffen zuvor, das ich je hatte», sagt sie im Gespräch mit Urs Gehrig. Sie erzählt über Kleidertricks, Alkoholfallen und Gastgeschenke, die im Umgang mit dem Kim-Regime entscheidend sein können. Und sie warnt: «Selbst unter idealen Voraussetzungen kann jederzeit etwas Unerwartetes passieren.» **Seite 42**

Ihre Weltwoche

DAS SCHWEIZER ALL-BRANCHEN PORTAL

Auf www.stellen-anzeiger.ch publizieren
und von attraktiven Konditionen profitieren.

stellen-anzeiger.ch GmbH
Technoparkstrasse 1
8005 Zürich
044 440 10 80
www.stellen-anzeiger.ch

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich
Die *Weltwoche* erscheint donnerstags.
Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,
E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch,
leserbriefe@weltwoche.ch
Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,
E-Mail: verlag@weltwoche.ch
Internet: www.weltwoche.ch
Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91
E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch
Jahresabonnement Inland Fr. 334.– (inkl. MwSt.)
Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.)
Weitere Angebote für In- und Ausland unter
www.weltwoche.ch/abo

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)
Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel
Chefredaktion: Philipp Gut (Stv.),
Beat Gygi (*Wirtschaft*)
Produktionschef: Lukas Egli

Redaktion:
Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur,
Katharina Fontana, Urs Gehrig (*Leitung Ausland*),
Wolfgang Koydl, Hubert Mooser,
Christoph Mörgeli, Claudia Schumacher,
Florian Schwab

Redaktionelle Mitarbeiter:
Miroslav Barták, Peter Bodenmann,
Silvio Borner, Henryk M. Broder,
Peter Hartmann, Pierre Heumann,
Andreas Honegger, Peter Holenstein,
Mark van Huiseling, Hansrudolf Kamer,
Peter Keller, Wolfram Knorr,
Franziska K. Müller, Matthias Matussek,
Daniela Niederberger, Linus Reichlin,
Chris von Rohr, Peter Ruch,
Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht,
Beatrice Schlag (*Los Angeles*), Thilo Sarrazin,
David Schnapp, Hildegard Schwaninger,
Sacha Verna (*New York*), Max Wey,
Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*),
Kurt W. Zimmermann

Produktion: Benjamin Bögli,
Julia Dunlop (*Weltwoche daily*), Roy Spring
Layout: Daniel Eggspühler (*Art-Director*),
Karin Erdmann

Bildredaktion: Martin Kappler,
Corina Mühle (*Assistentin*)
Korrektur: Cornelia Bernegger (*Leitung*),
Viola Antunovits, Renate Brunner,
Nadia Ghidoli, Sandra Noser,
Oliver Schmuki, Dieter Zwicky
Sekretariat: Sabine Mähner (*Leitung*),
Inga-Maj Hojajj-Huber

Verlagsgeschäftsführer: Guido Bertuzzi
Anzeigenverkauf: Sandro Gianini (*Leitung*),
Gabriel Lotti, Brita Vassalli
Anzeigen-Innendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07
E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch
Digital-Marketing: Julia Dunlop (*Leitung*)
Online-Vermarktung: Jonlinio GmbH
Tarife und Buchungen: weltwoche@jonlinio.com
Druck: Print Media Corporation, PMC,
Oetwil am See

*Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise
oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung
der Redaktion gestattet.
Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine
Haftung übernommen.*

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier,
das aus 100 % Altpapier hergestellt wird.
Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

The Breitling Jet Squad
Jacques Bothelin
Christophe Deketelaere
Paco Wallaert



AIR

LAND

NAVITIMER 8

SEA



BREITLING
1884

#SQUADONAMISSON

BREITLING BOUTIQUE
GENEVA • LAUSANNE • ZERMATT
ZURICH

Netzsperrren

Die Idee, dass man das Netz nicht sperren darf, ist der Kindergartenraum einer Welt ohne Regeln, Eltern und Lehrer.

Von Roger Köppel

Die Gegner des neuen Geldspielgesetzes, über das an diesem Wochenende abgestimmt wird, haben sich vor allem an einem populären Thema festgekrallt: der geplanten Sperrung verbotener Geldspielangebote auf dem Internet, kurz, Netzsperrren.

Gegen die Netzsperrren kämpft eine bunte Koalition von links bis rechts. Angetrieben von ihren Juniorenabteilungen, haben sich inzwischen auch die Mutterparteien verunsichern lassen. Ist es nicht tatsächlich ein brutaler Verstoss gegen Freiheit, Freihandel und Marktwirtschaft, wenn die Schweiz illegale Geldspiele auf dem Internet verbietet, abwürgt, sperrt?

Natürlich nicht. Das Internet ist kein rechtsfreier Raum. Und selbstverständlich ist es die Pflicht der Behörden, die schweizerischen Gesetze in der Schweiz durchzusetzen, auch im digitalen Raum. Die von den Medien und Jungparteien zum Skandal hochstilisierten Netzsperrren gibt es längst, ohne dass sich jemand aufregt. Oder würden die Jungfreisinnigen die digitale Entsperrung von Kinder- oder Tierpornografie ebenfalls als erstrebenswerten Durchbruch des Liberalismus feiern?

Nein. Die ganze Diskussion um die Freiheit des Internets hat esoterische, leicht sektierische Züge. Die Vorstellung, dass auf dem Internet alles frei und erlaubt sein soll, ist eine nicht unsympathische, aber kindliche, eine Teenagerfantasie. Es ist die Sehnsucht nach der regellosen Freiheit des Spielplatzes, der Kindergartenraum einer Welt ohne Lehrer, Eltern und Gesetze. Tanzt euch frei auf den Schulbänken eines Lebens ohne Vorschriften und Verbote.

Nach dem Untergang des Wilden Westens ist das Internet die letzte Projektionsfläche solcher Vorstellungen, das vor allem intellektuelle Spielfeld einer sektenhaften Freiheitsliebe, die mit dem klassischen Liberalismus nicht mehr viel zu tun hat. Ohne Gesetze gibt es keine Verbrecher, lautete eine Hippievision der frühen siebziger Jahre. Gesellschaften aber funktionieren nur, wenn es Regeln gibt. Und Regeln brauchen eine Autorität, die sie bei Übertretungen durchsetzt.

Die Freiheitsträumer widersprechen. Sie sagen: Internetsperrren bringen nichts, weil man sie leicht umgehen kann. Stimmt. Man kann auch Tempolimiten auf Autobahnen

leicht umgehen, eine minimale Zusatzneigung des rechten Fussgelenks genügt. Jedes Verbot kann umgangen, jedes Gesetz gebrochen werden. Ist das ein Grund, auf eine Rechtsordnung zu verzichten, alles zu erlauben, nichts mehr zu verbieten? Nach dieser pubertären Logik läuft die Diskussion.

Und bevor wir es vergessen: Netzsperrren gegen Geldspielanbieter gibt es in der Schweiz bereits, aber sie treffen die Falschen. Schweizer Casinos arbeiten unter strengsten Auflagen. Sie sind eher geduldet als erlaubt. Zwingli regiert. Spielen gehört nach Auffassung der Mehrheit nicht zur schweizerischen DNA. Die Casinos müssen rund die Hälfte des Umsatzes für gemeinnützige Zwecke abliefern. Sie haben mit Ausweis- und Eingangskontrollen dafür zu sorgen, dass Spielsüchtige draussen bleiben. Verboten ist ihnen heute jede digitale Aktivität, wenn es um Geldspiele geht. Das Internet ist für die lizenzierten Schweizer Casinos eine Sperrzone, No-go-Area.

Davon profitieren massiv ausländische Geldspielanbieter mit dubiosem, zum Teil mafiosem Hintergrund. Sie umgehen die Schweizer Gesetze und bieten ihre Dienstleistungen einfach ungehindert auf dem Netz an. Schweizer Casinos würden ihre Lizenzen verlieren, aber ohne Netzsperrre hat die Schweiz nicht die geringste Handhabe, gegen die ausländischen Rechtsbrecher einzuschreiten. Heute haben wir den staatlich tolerierten

Abfluss von jährlich rund 250 Millionen Franken Geldspiel-Umsatz in die Kassen dieser Casino Kriminellen, die ihre Hauptquartiere wohlweislich auf Offshore-Inseln wie Malta oder Gibraltar aufgeschlagen haben. Die Dummen sind die Schweizer.

Justizministerin Simonetta Sommaruga hat recht. Sie brachte es in der «Arena» des

Schweizer Fernsehens zusammen mit dem St. Galler Regierungsrat Benedikt Würth souverän auf den Punkt: Wer heute nein sagt zum neuen Geldspielgesetz, wer dem weltremden Freiheitsidealismus des verbotsfreien Internets huldigt, hilft den Geldspiel-Kriminellen auf



Liegt richtig: Bundesrätin Sommaruga.

Malta oder Gibraltar. Das Nein zum Geldspielgesetz ist ein Ja für die Casino-Verbrecher aus dem Ausland.

Aber wäre es nicht sinnvoll, argumentieren die Gegner, wenn wir statt der Internetsperrren auch den ausländischen Anbietern die Möglichkeit gäben, sich legal für den Schweizer Markt um Lizenzen zu bewerben? Mit allen Auflagen und Abgaben? Hier treffen sie einen wunden Punkt, denn die Schweizer haben es nicht gern, wenn sie Heimatschutz für eine bestimmte Branche wittern. Wollen sich die Schweizer Casinos mit den Internetsperrren ausländische Konkurrenten vom Hals schaffen?

Dieses Motiv ist sicher vorhanden. Jeder Unternehmer rühmt zwar seine Konkurrenten, aber gleichzeitig hasst er sie auch. Es ist menschlich, nach Exklusivität, nach einem Monopol zu streben, und dieses Verlangen teilen die Casino-Betreiber vermutlich mit allen, die unternehmerisch tätig sind. Allerdings: Geldspiele sind eben etwas anderes als Bananen oder Kleider. Es geht um ein heikles, umstrittenes Geschäft mit Risiken und vielen gewollten Vorschriften. Und wie sollen die Behörden die Einhaltung dieser Vorschriften auf ausländischen Offshore-Inseln sicherstellen?

Die Diskussion ums Geldspielgesetz hat so gesehen auch eine interessante philosophische Note: Sie macht deutlich, dass Recht und Gesetz am Ende immer an ein konkretes Territorium, an einen Rechtsraum, an einen bestimmten Staat gebunden sind. Die Vorstellung, dass der universelle Rahmen des Internets hier eine neue, sozusagen verbotsfreie Dimension der Freiheit einbringt, ist irrig. Das Internet als universellen Rechtsraum gibt es nicht. Jeder Staat hat die Pflicht, seine Gesetze auf seinem Staatsgebiet durchzusetzen. Auch im Internet. Diesen Vorgang nennen wir Zivilisation.

Bei uns ist kein Kunde König. Unsere Patienten sind Kaiser.

Ihre Privatklinik für Chirurgie und individuellen Service. pyramide.ch

Spitze für Sie.



«Mach etwas anderes»: Adela Smajic. Seite 12



Turbulente Zeiten im Welthandel: Seite 20



«Der Papst grüsst mich jeweils mit <Hermano Alexander>.»

Hermann Alexander Beyeler: Seite 26

Titelgeschichte

- 16 **Der Wind weht von links** Schweizer Universitäten auf Linkskurs

Kommentare & Analysen

- 5 Editorial
- 9 **Kommentar**
Pfefferscharf und butterweich
- 10 **Justiz**
Musterschülerin auf Abwegen
- 11 **Eilmeldung** Frankreich macht einen Sans-papiers zum Nationalhelden
- 12 **Kopf der Woche**
Adela Smajic, Bachelorette
- 20 **Essay der Woche**
«Fair Trade» mit Donald Trump
- 24 **Mörgeli**
Linke Frauen, aufgepasst
- 24 **Bodenmann** Jenseits, der Jordan
- 25 **Medien**
Wo bleiben die Toten?
- 25 **Die Deutschen** Die EU lacht

Interview

- 22 **Joe Hättenschwiler**
Der Psychiater erklärt, wie Depressionen das Gehirn verändern

Inland

- 30 **Selbstbestimmungsinitiative**
Märchenstunde im Bundeshaus
- 32 **Adam Quadroni** Neue Vorwürfe belasten den Whistleblower
- 33 **Dani versus Filippo** Gegensätze auf dem Zürcher Wohnungsmarkt

- 34 **Geheimdienst** Das Minenfeld von Agenten und Staatsschützern
- 35 **Schweiz–EU** Silvio Borner zu den Tücken eines Rahmenabkommens
- 49 **Gegenrede** Miriam Moschytz über das Palästinenser-Hilfswerk UNRWA

Ausland

- 38 **Drei Meere und ein grosser Traum**
Renaissance des «Intermariums»
- 40 **Andrzej Duda** Polens Präsident über seine Idee der Drei-Meere-Initiative
- 41 **Europäische Schicksalstage** Berlin und Paris suchen den Zusammenschluss
- 42 **Wie Kim tickt** Madeleine Albright über ihre Begegnungen in Nordkorea
- 43 **Inside Washington** Rekordjagd
- 47 **Brief aus Berlin** Innenminister Seehofers Asyl- und Flüchtlingspolitik

Wirtschaft & Wissenschaft

- 44 «Das Erpressungspotenzial steigt»
Umfrage: Kommt es zum Showdown mit einem Euro-Austritt Italiens?
- 64 **Mysterien der Weltgeschichte**
Die erste Prominenten-Entführung

Literatur-Spezial

- 52 **Connie Palmen, Heinrich Bosshard, Matthias Matussek, Kurt Steinmann, Martin Walker etc.**

Kultur & Gesellschaft

- 26 **Hermann Alexander Beyeler**
Treffen mit dem Selfmade-Millionär
- 36 **Sterben die Normalo-Beizen?**
Umschau von Andreas Honegger

- 48 **Notruf aus dem Klassenzimmer**
Schulen und Lehrer am Limit
- 50 **Ikone der Woche** Shakira
- 72 **Sébastien Buemi** Mit der Formel E auf Sifferts und Regazzonis Spuren
- 73 **Formel E in Zürich**
Mit 200 Sachen übers Mythenquai

Rubriken

- 9 **Im Auge** Jacinda Ardern
- 14 **Personenkontrolle**
- 15 **Nachruf** Clarence Fountain
- 61 **Sprache** An und für sich
- 62 **Die Bibel** Genuss und Mass
- 62 **Serien** «Fauda»
- 63 **Knorrs Liste**
- 63 **Jazz** Elina Duni
- 65 **Fragen Sie Dr. M.**
- 65 **Gewinner der Woche** Indorsia
- 66 **Thiel** Parteiversammlung
- 66 **Namen**
Ein Abend für Adolf Muschg
- 66 **Fast verliebt** Griff ins Klo
- 67 **Unten durch** Geduld
- 68 **Wein** Fendant, mon amour
- 68 **Salz & Pfeffer** «Ugly Delicious»
- 70 **Auto** Ford Fiesta ST-3
- 74 **Darf man das?/Leserbriefe**

DER NEUE LEXUS RX L *HYBRID* MIT 7 SITZEN

MEHR RAUM FÜR IHR LEBEN

LEXUS SELF-CHARGING *HYBRID*

Der neue RX L Hybrid verbindet anspruchsvolles Design mit höchster Funktionalität. Der geräumige Innenraum bietet eine dritte Sitzreihe mit separater Klimatisierung und hochwertigen Ledersitzen. Bis zu sieben komfortable Sitzplätze oder zusätzlichen Stauraum für Ihr Gepäck, angetrieben vom Lexus Hybridsystem – das ist der neue RX L.

lexus.ch



 **LEXUS**
EXPERIENCE AMAZING

Lexus RX 450h L ab CHF 83 500.- - Ø Verbrauch 6,0 l/100 km, Ø CO₂-Emissionen 138 g/km, CO₂-Emissionen aus der Treibstoff- und/oder der Strombereitstellung 32 g/km, Energieeffizienz-Kategorie D. Abgebildetes Modell: RX 450h L excellence, ab CHF 97 500.- - Ø Verbrauch 6,0 l/100 km, Ø CO₂-Emissionen 138 g/km, CO₂-Emissionen aus der Treibstoff- und/oder der Strombereitstellung 32 g/km, Energieeffizienz-Kategorie D. Durchschnittliche CO₂-Emissionen aller in der Schweiz immatrikulierten Fahrzeuge: 133 g/km. Sämtliche Preisangaben verstehen sich als unverbindliche Preisempfehlung inkl. MwSt.

Faszinierendes Indien vom Fluss aus entdecken

mit dem Suitenschiff RV Ganges Voyager 1 & 2 ❄️❄️❄️❄️

Zusätzliche Daten im November 2018



Es het solangs het **Rabatt*** bis Fr. 500.-
*Abhängig von Auslastung, Saison, Wechselkurs

Kalkutta–Matiari–Murshidabad–Kalkutta

9 Tage ab Fr. 3790.- (Rabatt Fr. 500.- abgezogen, Signature Suite v/h, Vollpension, Flüge & Ausflüge)

- Majestätisches Suitenschiff mit erstklassiger Küche
- Rajbari Tempelkomplex mit Shiva Tempeln
- Lebendiges und unberührtes Indien
- Verlängerungsprogramm Varanasi und Delhi

1. Tag Zürich–Dubai–Kalkutta Flug mit Emirates (A380) via Dubai nach Kalkutta. **2. Tag Kalkutta** Ankunft am Morgen. Transfer und Einschiffung. Besuch von Mutter Theresa Haus, Grabstätte und dem von ihr gegründeten Waisenhaus. **3. Tag Kalkutta–Bandel** Stadtrundfahrt Kalkutta mit Dalhousie Platz, Writer's Building und Hauptpost. Besuch Flower Markt, Töpferviertel «Kumartuli» und Jain Tempel. Mittagessen an Bord, «Leinen los!». Ausflug zur Hooghly Imambara Pilgerstätte. **4. Tag Kalna** Rikscha-Fahrt zum Rajbari Tempelkomplex. **5. Tag Matiari** Besichtigung eines Dorfes, in dem Kupfer- und Messingarbeiten hergestellt werden. Schifffahrt vorbei an Plassey. **6. Tag Khushbagh–Murshidabad** In Khushbagh Ausflug zum «Glücksgarten». In Baranagar Besuch eines Terrakotta-Tempels. Besichtigung des Hazarduari Palasts und der Ruinen der Katra Moschee in Murshidabad. **7. Tag Mayapur–Chandernagore** Schifffahrt nach Mayapur, dem Sitz der Internationalen Gesellschaft für Krishna-Bewusstsein (ISKON). Campus-Spaziergang mit dem im Bau befindlichen «Temple of the Vedic Planetarium». **8. Tag Chandernagore–Kalkutta** Spaziergang an der Uferpromenade. Weiterfahrt nach Kalkutta. **9. Tag Kalkutta–Dubai–Zürich** Ausschiffung, Transfer zum Flughafen und Rückflug nach Zürich. Individuelle Heimreise.

RV Ganges Voyager 1 & 2***** – by Thurgau Travel
Die 2015/2016 gebauten Luxusfahrzeuge mit Platz für 56 Gäste bieten jeglichen Komfort eines Fünf-Sterne-Hotels. Alle Suiten verfügen über Bad mit Dusche/WC, Föhn, Bademäntel und Hausschuhe, Wecker, Safe, TV, Minibar, individuell regulierbare Klimaanlage sowie französischen Balkon. Die Signature und Colonial Suiten (ca. 24 m²) sind mit einem Queen-Size-Bett ausgestattet, welches auch als zwei Einzelbetten gestellt werden kann. Die Heritage Suiten (ca. 26 m²), die Viceroy Suiten (ca. 33 m²) und die Maharaja Suite (ca. 37 m²) verfügen über King-Size-Betten. Die Maharaja Suite hat zusätzlich eine Badewanne. Im Restaurant werden sowohl lokale als auch internationale Speisen serviert. Auf dem teils überdachten Sonnendeck befinden sich eine klimatisierte Lounge mit Bar, eine Outdoor Lounge, Spa und Fitnesscenter. Gratis WLAN nach Verfügbarkeit. **Nichtraucherschiff** (Rauchen an den dafür vorgesehenen Plätzen erlaubt).

Reisedaten 2018–2020 Es het solangs het Rabatt

29.10.–06.11.18*	500	18.02.–26.02.19	500
16.11.–24.11.18	500	22.11.–30.11.19	500
26.11.–04.12.18	500	15.02.–23.02.20	500
22.12.–02.01.19*	50		

*Nur noch wenige Kabinen verfügbar | *Drei Tage länger mit speziellem Weihnachts- und Neujahrsprogramm, siehe Internet

Preise pro Person in Fr. (vor Rabattabzug)

Signature Suite vorne/hinten, franz. Balkon	4290
Signature Suite, franz. Balkon	4490
Colonial Suite, franz. Balkon	4890
Heritage Suite (ca. 26 m ²), franz. Balkon	5190
Viceroy Suite (ca. 33 m ²), franz. Balkon	5490
Maharaja Suite (ca. 37 m ²), franz. Balkon	5790
Zuschlag Alleinbenutzung Signature Suite	990
Verlängerungsprogramm DZ/Zuschlag EZ	1790/690
Zuschlag Business Class	auf Anfrage
Jahresversicherung Allianz Einzel/Familie	124/199

Leistungen: Kreuzfahrt inkl. Vollpension, Flüge ab/bis Zürich mit Emirates in Economy, alle Ausflüge und Transfers gemäss Programm, lokale Deutsch sprechende Bordreiseleitung, Thurgau Travel Reisebegleitung ab/bis Zürich, Audio-Set bei allen Schiffsausflügen.

Verlängerungsprogramm (4 Tage inkl. Rückflug)

9. Tag Kalkutta–Varanasi Flug nach Varanasi. Besuch Bharat Mata Mandir Tempel. Zeremonie «Aarti» an den Ghats.
10. Tag Varanasi–Delhi Bootstour entlang der Ghats. Besuch der Ruinen und des Museums von Sarnath. Flug nach Delhi.
11. Tag Delhi/Agra Tagesausflug mit dem Zug Gatimaan-Express nach Agra. Besuch Taj Mahal, Red Fort oder freie Zeit in Delhi.
12. Tag Delhi Stadtrundfahrt mit Humayun's Tomb. Rikscha-Fahrt zur Jama Moschee. Besichtigung India Gate, Gandhi Smriti Museum, Qutab Minar. **13. Tag Delhi–Dubai–Zürich** Rückflug via Dubai nach Zürich. Individuelle Heimreise.
Leistungen Verlängerung: 4 Übernachtungen in 4/5-Sterne-Hotels inkl. Frühstück und Mittagessen, Inlandflüge in Economy, alle Ausflüge und Transfers gemäss Programm, lokale Deutsch sprechende Reiseleitung.

Wunderschöne Weihnachts- und Neujahrsreise

vom 22.12.18–02.01.19

Details siehe Internet oder Programm verlangen.

Tempelanlage, Kalna



Colonial-Suite (ca. 24 m²), franz. Balkon



Alle Ausflüge gemäss Programm inbegriffen | Programmänderungen vorbehalten | Weitere Details siehe Internet oder Prospekt verlangen | Reederei/Partnerfirma: Exotic Heritage Group

Online buchen und sparen
www.thurgautravel.ch

Verlangen Sie P. Dapra oder S. Ricklin
Gratis-Nr. 0800 626 550

Thurgau Travel ❄️

Aussergewöhnliche Reisen zu moderaten Preisen

Rathausstrasse 5 | 8570 Weinfelden
Tel. 071 626 55 00 | Fax 071 626 55 16 | info@thurgautravel.ch

Pfefferscharf und butterweich

Von Alex Baur — Nun ist es also amtlich: Die vom Volk beschlossene Ausweisung krimineller Ausländer wird nicht umgesetzt. Der Härtefall ist selbst bei schweren Delikten der Normalfall.



Wann kommt die nächste Radikalvorlage?

Vor acht Jahren wurde die sogenannte Ausschaffungsinitiative vom Volk mit 52,9 Prozent Ja-Stimmen angenommen. Der deutlich mildere Gegenvorschlag des Bundesrates, der namentlich eine Härtefall-Klausel enthielt, wurde damals mit 54,2 Prozent Nein-Stimmen abgelehnt. Trotzdem baute das Parlament die Härtefall-Klausel ins Gesetz ein. Der Volkswille werde «pfefferscharf» (Philipp Müller, FDP) umgesetzt, tönte es einhellig aus Bern, der Härtefall bleibe eine seltene Ausnahme. Mit diesem Argument wurde später die Durchsetzungsinitiative der SVP gebodigt.

Seit Oktober 2016 ist der neue «Ausschaffungsparagraf» (Art. 66a StGB) in Kraft. Diese Woche hat das Bundesamt für Statistik (Bfs) erstmals Zahlen aus dem Jahr 2017 veröffentlicht, die zeigen, was unter pfefferscharf zu verstehen ist: Lediglich 54 Prozent der Straftäter, die von Gesetzes wegen zwingend mit einem Landesverweis belegt werden müssten, wurden tatsächlich ausgewiesen. Oder anders herum: Bei 46 Prozent der Delikte anerkannten die Richter und Staatsanwälte einen Härtefall. Dabei gibt es markante Unterschiede zwischen den Kantonen. Während Graubünden das Gesetz zu 100 Prozent umsetzte, wurde es etwa in Nidwalden und Obwalden zu 100 Prozent ignoriert. Der Aargau (35 Prozent) ist mild, das Tessin (72 Prozent) etwas härter.

Sieht man sich die Statistik etwas genauer an, verflüchtigt sich der Pfeffer wie die Butter in der Sonne. Die allermeisten der verfügbaren Landesverweise betreffen Kriminaltouristen oder illegale Immigranten, die ohnehin kein Bleiberecht haben. Delinquenten mit Aufenthaltsbewilligung werden zu 90 Prozent als Härtefall anerkannt. Bei einer Strafe von unter sechs Monaten Gefängnis sinkt das Risiko einer Ausschaffung auf 3 Prozent. Und wo sich die Richter zu einem Landesverweis durchringen, ist dieser in mehr als der Hälfte aller Fälle auf das gesetzliche Minimum von fünf Jahren begrenzt. Lediglich 1,5 Prozent aller Einreisesperren dauern mehr als zehn Jahre.

Die meisten Härtefälle gehen auf das Konto der Staatsanwälte. Wahrscheinlich hat es mit Bequemlichkeit zu tun. Denn ein Landesverweis kann nur von einem Richter verfügt werden und nicht auf die Schnelle per Strafbefehl. Bei den Gerichten sinkt die Härtefallquote generell auf 15 Prozent. Bei ihnen landen allerdings nur die schwereren Delikte. Doch wenn eine Aufenthaltsbewilligung vorliegt, urteilen auch die Gerichte butterweich.

60 Prozent der Vergewaltiger Härtefälle

13 Prozent der Drogenhändler und 29 Prozent der gewerbs- oder bandenmässig tätigen Diebe, die gemäss Gesetz zwingend ausgeschafft werden müssten, haben im statistischen Schnitt Aussicht darauf, von einem Richter als Härtefall anerkannt zu werden. Doch mit der Schwere der Verbrechen, so scheint es, steigt bei den Gerichten die Bereitschaft zur Nachsicht. Bei vorsätzlicher Tötung beläuft sich die

In Nidwalden und Obwalden wurde das Gesetz zu 100 Prozent ignoriert.

Härtefallquote auf 40 Prozent, bei Raub auf 47 Prozent, bei schwerer Körperverletzung auf 50 Prozent, bei Gefährdung des Lebens auf 60 Prozent, bei sexuellen Handlungen mit Kindern auf 81 Prozent und bei qualifiziertem Betrug auf 97 Prozent. Vergewaltiger können mit einer Wahrscheinlichkeit von 60 Prozent damit rechnen, dass ihnen ein nachsichtiger Richter die von Gesetzes wegen zwingende Ausschaffung erspart.

» Fortsetzung auf Seite 10

Gebären im Amt



Jacinda Ardern, Landesmutter.

Neuseeland am andern Ende der Welt ist von einem Fieber der Neugier namens «Jacindamania» befallen.

Am 13. Oktober erfuhr sie, dass sie schwanger war. Sieben Tage später wurde Jacinda Ardern, 37, als Regierungschefin Neuseelands vereidigt. Im Januar machte sie ihre Schwangerschaft bekannt. Und im Juni wird sie jetzt Mutter im Amt, die erste seit Benazir Bhutto in Pakistan, das war 1990. Aber nicht zu vergessen die heroische Maria Theresia (1717–1780), die während ihrer Regentschaft sechzehn Nachkommen aufzog. Das Selbstverständliche, dass auch eine Frau mit Macht Kinder kriegen kann, führte zu einer Belagerung der werdenden Mama mit indezenten Fragen, wann «es» denn geschehen sei, was zwangsläufig den werdenden Vater ins Spiel brachte. Es handelt sich um Clarke Gayford, 40, einen TV- und Radiomoderator und leidenschaftlichen Fischer, der eine Fernsehserie über aussterbende Fische produzierte, die in 35 Länder verkauft wurde. Der Naturbursche und die umwerfend schöne Politikerin kennen sich seit fünf Jahren, sind aber nicht verheiratet. Er begleitet sie auf Reisen noch unsichtbarer als Herr Sauer seine Frau Merkel, so machte er mit ihr unlängst unbeachtet der Queen die Aufwartung im Buckingham Palace (nein, nicht zur Hochzeit, sondern zur Commonwealth-Konferenz). Da trug Jacinda Ardern einen geliehenen Kahu huruhuru, einen Federmantel der Maori, der Ureinwohner Neuseelands, eine Art Talisman, der ihren gewölbten Bauch freigab, womit das Ereignis Fahrt aufnahm. «Er bleibt zu Hause und wird das Kind hüten», klärte sie die Rolle ihres Liebsten. Sie selber nehme sechs Wochen Mutterschaftsurlaub.

Als die Labour-Politikerin überraschend Ministerpräsidentin wurde, als Chef eines Minderheitskabinetts, übernahm sie auch die Dossiers Nationale Sicherheit und Geheimdienst, Kultur, Kunst und nationales Erbe; ferner ein Ressort, das es sonst nirgends gibt: Vulnerable Children, Waisen und gefährdete Kinder. Noch Fragen? Peter Hartmann

Wer sich einen «gefährlichen Angriff» (Art. 134 StGB), eine Veruntreuung oder einen Sozialbetrug zuschulden kommen lässt, hat statistisch betrachtet überhaupt nichts zu befürchten. Die Härtefallquote beträgt bei diesen Straftaten 100 Prozent. In keiner einzigen der schweizweit im letzten Jahr erfassten 25 Verurteilungen wegen Sozialbetrugs (Art. 148a StGB) wurde der gesetzlich zwingende Landesverweis von Ausländern verfügt.

Die tiefe Zahl von Sozialbetrügereien ist darauf zurückzuführen, dass nur Delikte erfasst wurden, die nach Inkrafttreten des Ausschaffungsparagrafen begangen wurden. Betrugsverfahren sind in der Regel aber langwierig und werden selten innerhalb eines Jahres nach Tatbegehung abgeschlossen. Wir kennen die Hintergründe der beurteilten Fälle nicht. Doch der Sozialmissbrauch war ein wichtiges Element des Volksentscheides. Es geht hier weniger um die Schwere der Delikte, sondern um den Missbrauch des Gastrechtes, um den sozialen Frieden.

Verwahrlosung unserer Rechtskultur

Die Botschaft war klar: Wer unser Sozialsystem missbraucht, gleichgültig, in welchem Ausmass, und sich nicht an unsere Hausregeln hält, ist in unserem Land nicht mehr willkommen. Er muss gehen. Das ist keine juristische

Die Richter haben diese Gesetze anzuwenden, ob es ihnen gefällt oder nicht.

Abwägung, sondern ein politischer Grundsatzentscheid. Es geht also nicht in erster Linie um eine Frage des Strafrechts – dieses gilt für alle Menschen im Land unbesehen ihrer Herkunft gleichermaßen –, sondern um die Regeln der Zuwanderung.

Der Gesetzgeber – und das ist in der Schweiz nun mal in letzter und höchster Instanz das Volk – erlässt die Gesetze. Die Richter haben diese Gesetze anzuwenden, ob es ihnen gefällt oder nicht. Alles andere verstösst gegen die Gewaltentrennung und die Verfassung.

Da die SVP der Justiz nicht traute, lancierte sie 2012 die Durchsetzungsinitiative, welche die pfefferscharfe Praxis in der Verfassung festschreiben wollte. Der Schreibende kritisierte die Vorlage in der *Weltwoche* damals an prominenter Stelle (Titelgeschichte) als zu radikal und untauglich: Richter müssten einen Ermessensspielraum haben, Automatismen würden zu stossenden Urteilen und zu neuem Unrecht führen. Doch in Anbetracht der schleichenden Verwahrlosung unserer Rechtskultur ist es nur eine Frage der Zeit, bis die nächste Radikalvorlage kommt. Die Chancen, dass sie auch angenommen würde, steigen stetig.

Justiz

Musterschülerin auf Abwegen

Von Katharina Fontana — Die Schweiz darf die schwarzen Listen des Uno-Sicherheitsrates nicht mehr ohne weiteres umsetzen. Das sagt das Bundesgericht in einem problematischen Urteil.

Seit Aussenminister Ignazio Cassis kürzlich das Uno-Palästinenserhilfswerk UNRWA öffentlich kritisiert hat, ist das Verhältnis der Schweiz zu Teilen der Vereinten Nationen etwas getrübt. Das Land könnte sich bei der Uno aber bald noch deutlich unbeliebter machen. Das Bundesgericht hat nämlich vor wenigen Tagen in einem Grundsatzurteil entschieden, dass sich die Schweiz nicht mehr ohne weiteres an die vom Uno-Sicherheitsrat beschlossenen Sanktionen halten müsse.

Konkret ging es um den Fall von Khalaf M. al-Dulimi, mutmasslicher Finanzchef für die irakischen Geheimdienste unter Saddam Hussein, der auf eine Sanktionsliste des Uno-Sicherheitsrates gesetzt worden war (vgl. «Die Schweiz in der Klemme», *Weltwoche* Nr. 21/18). Das Wirtschaftsdepartement zog in der Folge beträchtliche Vermögenswerte ein, die al-Dulimi in der Schweiz deponiert hatte. 2008 wies das Bundesgericht eine Beschwerde des Irakers mit dem Argument ab, dass die Sanktionen gemäss Uno-Charta absolut verbindlich seien und nicht überprüft werden dürften. Für den Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte (EGMR), an den sich der Iraker daraufhin wandte, war dies ein Grund, die Schweiz zu rügen: Die hiesigen Behörden hätten prüfen müssen, ob sich al-Dulimi zu Recht auf der Sanktionsliste befinde. Wie die Schweiz das bewerkstelligen soll, ohne gegen Uno-Recht zu verstossen und den Sicherheitsrat gegen sich aufzubringen, über diese Frage ging der EGMR hinweg.

«Argumentative Bocksprünge»

Nachdem al-Dulimi in Strassburg erfolgreich war, reichte er beim Bundesgericht ein Revisionsgesuch ein. Der Fall landete bei der II. öffentlich-rechtlichen Abteilung, die in der jüngeren Vergangenheit schon mehrmals mit umstrittenen Urteilen auf sich aufmerksam gemacht hat, und wurde letzte Woche öffentlich beraten. Zwei der fünf Richter – Thomas Stadelmann (CVP) und Hansjörg Seiler (SVP) – vertraten die Ansicht, dass Uno-Recht absolut verbindlich und das Gesuch des Irakers deshalb abzulehnen sei. Das Urteil aus Strassburg sei zudem voller «argumentativer Bocksprünge» und über weite Strecken «rechtlich und logisch falsch», so Stadelmann. Die Mehrheit des Gremiums mit Florence Aubry Girardin (Grüne), Yves Donzallaz (SVP) und Andreas Zünd (SP) sah das anders und wies die Angelegenheit an das Staatssekretariat für Wirtschaft (Seco) zurück; dieses soll nun mittels Zeugenbefragungen und

auf anderen Wegen abklären, ob al-Dulimi wirklich ein Bösewicht war und vom Uno-Sicherheitsrat zu Recht auf die Liste gesetzt wurde.

Was ist vom Lausanner Urteil zu halten? Gewiss, die schwarzen Listen der Uno sind nicht über jeden Zweifel erhaben. Warum jemand aufgelistet wird, ist oft intransparent, der Rechtsschutz mangelhaft. Dennoch tut sich die Schweiz ganz sicher keinen Gefallen, wenn sie anfängt, die Uno-Sanktionspraxis zu kontrollieren. Laut Auskunft des Seco befinden sich über 2000 Personen und Organisationen derzeit auf den schwarzen Listen, sind von Einreiseperrren, Finanzmassnahmen oder anderen Sanktionen betroffen.

Wenn auch nur ein kleiner Teil von ihnen einen Bezug zur Schweiz hat und auf die Idee käme, sich hierzulande über die Uno zu beschweren, geriete das Land in Teufels Küche. Fast schon amüsant ist dabei die Idee, dass ausgerechnet die Musterschülerin Schweiz, die einen Sitz im Uno-Sicherheitsrat anstrebt, nun beginnt, die verbindlichen Anordnungen aus New York zu sabotieren. Daneben hat die öffentliche Sitzung in Lausanne einmal mehr gezeigt, dass ein Teil der Bundesrichter bereit ist, selbst offenkundig problematischen Entscheiden des Strassburger Gerichtshofs kritiklos Folge zu leisten. Stossend ist zudem, dass die Mehrheit des fünfköpfigen Richterorgans wie schon früher und entgegen den gesetzlichen Vorgaben nicht bereit war, die Kollegen aus den anderen Abteilungen beizuziehen. Diesen bleibt also einmal mehr nichts anderes übrig, als die Faust im Sack zu machen.



Erfolgreich in Strassburg: Khalaf M. al-Dulimi.

Zweierlei Mass

Von Jürg Altwegg — Zuerst stilisiert Macron einen Sans-papiers zum Nationalhelden und will ihm die Staatsbürgerschaft verleihen. Dann lässt er Migranten-Lager räumen. Ein Widerspruch? Nein, Kalkül.



Flüchtlinge als Spielball: Räumung eines Lagers am Canal Saint-Martin im Osten von Paris.

Er ist seit Jahren auf der Flucht. Ab und zu lebte er in einem Lager. Mamoudou Gassama, 22, verliess Mali als Jugendlicher. Eine Zeitlang war er Fremdarbeiter in der Elfenbeinküste. Wegen des Kriegs musste er jedoch nach Hause. Seine Mutter starb, als er fünfzehn Jahre alt war. Über Burkina Faso und Niger kam er nach Libyen. Dort geriet er in Gefangenschaft und in die Hände von Schleppern. Die Überfahrt nach Italien schaffte er im zweiten Anlauf: «Rom war toll, es gibt keine Sklaverei wie in Libyen.»

Im vergangenen September reiste der Sans-Papiers nach Frankreich. Seit ein paar Tagen ist Gassama dort ein Nationalheld: Er rettete einem vierjährigen Kind, das sich an einem Balkongeländer festhielt, das Leben. Der Malier kletterte an der Fassade vier Stöcke hoch und brachte den Knirps in Sicherheit. Ein Augenzeuge hat die waghalsige Klettertour gefilmt: die Szene wurde in der «Tagesschau» des Schweizer Fernsehens gezeigt. Im Internet geht die Heldentat des schwarzen Pariser «Spiderman» um die Welt.

Job bei der Feuerwehr

Die Medien reissen sich um Mamoudou Gassama. Das Fernsehen hat Reporter in sein Heimatdorf geschickt. Bei *Libération* kam er mit Verspätung an: Er wurde auf dem Weg von Fans bestürmt und musste für Selfies posieren. Den

Fastenmonat Ramadan brach er aus Erschöpfung ab. Es kam zum Gipfeltreffen mit Lassana Bathily, der anlässlich des Anschlags auf den jüdischen Supermarkt Hyper Cacher unter Todesgefahr einige Kunden in der Kühlkammer versteckt hatte. François Hollande verlieh dem Sans-Papiers die Staatsbürgerschaft. Die wird auch Gassama bekommen: Am Dienstag vergangener Woche war er im Elysée zu Gast. Macron versprach ihm die schnelle Einbürgerung und einen Job bei der Feuerwehr. Der Staatspräsident gebärdete sich noch hysterischer als Sarkozy, der nach jedem spektakulären Verbrechen in den Fernsehnachrichten auftrat und ein neues Gesetz ankündigte.

Tags darauf liess der Staatschef das Pariser Camp du Millénaire mit rund 1500 Bewohnern räumen. Viele waren aus Calais gekommen. Vergangenen Montag wurden zwei weitere Lager aufgelöst. Die Räumung verlief relativ friedlich. Die meisten Flüchtlinge standen sogar Schlange vor den Bussen, um wegzukommen. Wohin auch immer. Dass die neue Regierung in Italien die «Dubliner» nicht mehr aufnehmen will, haben auch sie gehört. In Dutzenden von Turnhallen sollen sie zunächst eine Unterkunft finden. Auf Flugblättern wurde ihnen die schnelle Prüfung ihrer Gesuche versprochen. Und die Abgabe von drei Mahlzeiten am Tag.

In Paris sind die Flüchtlinge zum Spielball im Machtkampf zwischen dem Staat, der für die Kosten aufkommen muss, und der sozialistischen Stadtpräsidentin Anne Hidalgo geworden. Macron will die Hauptstadt für seine Partei erobern. Der sozialistische Innenminister Gérard Collomb, zuvor Bürgermeister von Lyon, ist der Hardliner in seiner Regierung und zum Feindbild seiner bisherigen Genossen geworden. Aber auch bei Macrons Abgeordneten und Wählern ist die Flüchtlingspolitik höchst umstritten. Er habe, hoffen sie, mit dieser Überinszenierung sein schlechtes Gewissen beruhigen wollen. Sie fordern mehr Nachsicht mit den Flüchtlingshelfern, die in Frankreich energischer verfolgt und härter bestraft werden als in anderen Ländern.

Fluch der guten Tat

Am Montag ging das Duell weiter: Im Rathaus verlieh Anne Hidalgo, bei der Lassana Bathily inzwischen arbeitet, Gassama die höchste Auszeichnung der Stadt, die médaille Grand Vermeil: «Sie sind nicht nur ein Held der Republik, sondern auch von Paris.» So ist in Frankreich jedenfalls noch nie ein Lebensretter gefeiert worden. Und das kann man nicht nur mit den vier Etagen, die der junge Malier in dreissig Sekunden erklommen hat, erklären.

Das Unbehagen ist gewaltig. Die extreme Linke und Flüchtlingshelfer werfen Macron Zynismus vor. Bürgerlichen wie der radikalen Rechten, die Macrons Einwanderungspolitik als «kriminell» kritisieren, ist die Tradition des «dankbaren Vaterlandes» (*la patrie reconnaissante*) nicht fremd: Gassama darf bleiben – aber die anderen Malier müssen nach Hause. Für den Journalisten André Bercoff von *Valeurs actuelles*, der mit seinem Trump-Interview berühmt wurde, könnte es sich bei der spektakulären Rettungsaktion um eine Manipulation gehandelt haben – er wird bereits als Verschwörungstheoretiker vorgeführt und abgestraft.

Es ist durchaus angebracht, dass die Nation ihre Helden würdigt und vielleicht sogar belohnt. Auf seine Inszenierung aber hätte der republikanische Monarch wohl besser verzichtet. Sie ist ein schlechtes Signal bezüglich seiner strengen, aber konsequenten Flüchtlingspolitik, die er mit dem europäischen Recht und humanitären Prinzipien begründet. Es bedeutet: Ausnahmen von der Regel sind immer möglich.

«Eine aussergewöhnliche Tat ist keine Politik», räumt Premierminister Edouard Philippe ein. Ihre Instrumentalisierung wird zum Bumerang. Vor zwei Jahren hatte Aymen Latrous, ein Tunesier ohne Aufenthaltsbewilligung, zwei Kinder aus einer brennenden Wohnung befreit. Am Sonntag berichtete *Le Parisien* über den Fall, informiert hatte ihn Aymens Anwältin, die gegen die angelaufene Ausweisung kämpft. Sie fordert gleiches Recht für alle und skizziert die neue Rechtspraxis: Wer (französische) Kinder oder Juden rettet, darf bleiben.

«Mein Vater ist mein Idol»

Von Claudia Schumacher und Lucian Hunziker (Bild) — Warum lässt sich eine hübsche und nette Studentin, die fünf Sprachen spricht, grosse Silikonbrüste machen und wird Bachelorette? Eine Begegnung mit der Baslerin Adela Smajic.



Wie Falbala aus dem Asterix-Comic: Boulevard-Liebling Adela Smajic.

Die Bachelorette und ich, wir sitzen auf ihrem Bett – wo sonst? Als Gesellschaftsjournalistin landet man gelegentlich auf dem Bett eines weiblichen Boulevard-Lieblings. Diese speziellen Frauen sind die einzigen Interviewpartner, die Journalistinnen hierhinlenken. Auf dem Bett der Bachelorette, das ist natürlich knackig, das weiss die Bachelorette, und das weiss ich, weshalb wir also einander gegenüber auf dem rosa Laken Platz nehmen. Auf dem Nachttisch stehen Kerzen.

Adela Smajic, 25, küsst gerade eine Horde fragwürdiger Typen im Fernsehen, jeden Montag um 20.15 Uhr auf dem Privatsender 3+. Mit ihren zweimal operierten Silikonbrüsten, den mehrfach aufgespritzten Lippen und einem Nackt-Shooting für den *Blick* hat sie die Balzsendung, die den Voyeurismus und die Schadenfreude der Zuschauer bedient, noch stärker als ihre Vorgängerinnen sexualisiert. «Die Eli hat sich aber auch nackt im *Blick* gezeigt», widerspricht Smajic. «Ich hätte es nie ge-

macht, wenn ich die Erste gewesen wäre. Aber klar, vielleicht wirkt es bei mir einen Tick sexueller, weil ich die Operationen hatte», sagt sie.

Warum aber lässt sich eine Frau, die nett ist, gut riecht, über ein geregeltes Einkommen verfügt und fünf Sprachen spricht, überhaupt mehrfach operieren – und wird dann noch Hauptdarstellerin im Trash-TV? Ich muss mich auch erst eine Weile mit ihr befassen, um da irgendwie mitzukommen.

Introvertiertes Sandwichkind

Smajic wurde in Neuenburg geboren, als Tochter des bosnischen Fussballers Admir Smajic, der für den FC Basel spielte, bevor er Trainer wurde, und «von dem sogar ein Foto im FCB-Museum hängt», wie die Tochter mit hörbarer Liebe und viel Stolz in der Stimme betont. Ihr Mami ist Verkäuferin in einer Parfümerie. Wir schauen ein Foto von ihr auf Smajics Handy an: eine attraktive, stark geschminkte Frau mittleren Alters. Die Tochter findet, sie sehe ihrer Mutter «nicht wirklich ähnlich, oder?». Sie sei ein Vaterkind, sagt Smajic. «Ich habe immer mega zu ihm aufgeschaut, er ist wirklich ein Idol für mich!»

Die «glücklichste Zeit» verbrachte Smajic in Martigny, bevor die Familie nach Basel zog. Wir müssen nicht lange über Basel reden, um wieder bei ihrem Papa zu landen: In der Stadt sei sie seinetwegen verankert. Man kannte ihn, beim Pizza-Essen mit der Familie wurde der Vater angesprochen, bewundert – das machte grossen Eindruck auf die kleine Adela. Sie hat auch noch zwei Schwestern: eine jüngere, über die man vom *Blick* weiss, dass sie lesbisch ist. «Ihr Outing hatte sie an meinem Geburtstag», sagt Smajic – und man ist ein wenig irritiert, weil das ein auffallend seltsamer Zeitpunkt für ein Outing ist. Die ältere Schwester studiert Jus. «Sie ist der schlaueste Mensch, den ich kenne», sagt Smajic. Sie lacht und verdreht die Augen. «Ich möchte nicht mal in einem Raum mit ihr sein, weil ich mich dann so dumm fühle.» Und was konnte Smajic, das Sandwichkind, im schwesterlichen Kampf um die Aufmerksamkeit der Eltern aufbieten? Erst mal nichts. Als kleines Mädchen sei sie vor allem introvertiert gewesen. In der Schule wurde sie dann «eine richtige Streberin». Matura-Durchschnitt: 5,5. Smajic spricht Deutsch, Französisch, Englisch, Italienisch und Serbisch. «Und ich will Russisch lernen, Kyrillisch kann ich ja schon», sagt sie mit dieser jugendlichen

Euphorie und Herzigkeit, die das Gespräch durchziehen.

Wie die grosse Schwester begann Smajic zunächst ein Jusstudium, brach aber schnell wieder ab. «Ich habe mit meinem Vater geredet und er meinte: «Wenn du etwas anderes machen willst, dann mach etwas anderes.»» Also begann sie ein Studium der Medien- und Sozialwissenschaften. Wusste aber immer noch nicht, was sie damit anstellen sollte.

Dann kam Tele Basel.

Nur die Brüste waren bereits gemacht

Bevor Smajic beim Basler Lokalfernsehen Wetterfee wurde und eine Sendung namens «Glam» moderierte, versuchte sie sich beim Jugendformat «Mash» als Moderatorin, ohne Bezahlung. In Videos von damals ist sie ein anderer Mensch. Sie hatte ein knubbeliges Mädchengesicht und eine normalschlanke Figur – nur die Brüste waren bereits gemacht, die liess sie mit neunzehn erstmals operieren. Sie trug aschblondes Naturhaar, sportliche Kleidung. Erkennbar falsch waren damals vor allem ihre langen Kunstnägel.

Jetzt trägt Smajic kurze Naturnägel – aber vieles andere an ihr sieht ziemlich gemacht aus. Vor mir sitzt Falbala aus dem Asterix-Comic. Vergleicht man ihr Gesicht von heute mit ihrem früheren, hat man den Eindruck, sie habe mehr machen lassen, als sie sagt: Die Nase wirkt schmaler als damals, und überhaupt scheint das Gesicht anders konturiert. Wurde an den Wangenknochen gearbeitet? Smajic reagiert verlegen. «Nein, echt nicht. Nur zweimal die Brüste, mehrfach Lippen-Aufspritzen, regelmässig Zahn-Bleaching, Blondierung, und ich hab mir mal die Stirn botoxen lassen – wovon ich kein Fan war, liess mich zickig wirken.» Zum Beweis, dass ihre Nase in der heutigen Zierlichkeit original sei, zeigt sie ein Bild ihrer Schwester, die angeb-

lich die gleiche Nase habe. Die Nase ihrer Schwester wirkt allerdings deutlich grösser, normaler – sei's drum.

Man sitzt als naturbelassene Frau generell mit einem gewissen Unwohlsein vor getunten Geschlechtsgenossinnen. Einerseits hat man das Gefühl, die kämpfen mit unlauteren Mitteln um Männeraufmerksamkeit.

Andererseits versteht man es oft einfach nicht. Smajic war ein Mädchen, das gut genug aussah, um Männer privat für sich zu begeistern und um auch beruflich vom Aussehen zu profitieren, wenn sie das wollte. Heute pflegt sie einen gewissen Porno-Chic. «Porno? Nein, das finde ich gar nicht», sagt sie. «Klar, Brüste, das sind die sekundären Geschlechtsorgane der Frau. Aber ich finde grosse Brüste einfach schön. Erotisch und sehr weiblich, ja, aber nicht pornografisch. Und meine Lippen finde ich jetzt auch nicht so krass.»

Leben als Cervelat-Promi

Dann reden wir irgendwie erneut über ihren Vater. «Wenn ich Freunden erzähle, dass ich ihn nur alle drei Monate sehe, wundern die sich oft», erzählt Smajic. «Aber für mich ist das normal, ich hab ihn auch früher oft nur einmal pro Woche gesehen.» Bei wichtigen Anlässen sei er immer dabei, auch wenn er nicht mehr bei der Familie wohne, sondern in der Romandie. Ihre Eltern trennten sich, als Smajic dreizehn Jahre alt war. Damals sei eine

Welt für sie zusammengebrochen. Was hielt ihr Vater davon, dass sie Bachelorette werden wollte? «Er hat sich Sorgen gemacht. Er kannte die Sendung nicht und dachte, seine Tochter werde jetzt nackt beim Duschen im Dschungel gefilmt», lacht Smajic. Und ich denke im Stillen, dass der Papa mit seiner Vermutung ja gar nicht so vollkommen falschlag.

«Du bist eine nette, intelligente, hübsche Frau», sage ich, «und du weisst, was «Die Bachelorette» für eine Sendung ist. Warum hast du dich freiwillig auf so ein Trash-Format eingelassen?» Smajic antwortet, sie habe sich das schon auch gut überlegt. Ob sie diese Art Promi-Status wolle, «dass einen innerhalb von fünf Minuten die ganze Schweiz kennt». Interessant, dass sie erst mal gar nicht von Liebe spricht, um die es doch angeblich gehen soll in der Sendung. Aber klar: Das Ganze ist ein Vehikel für Frauen, die sich



Adela Smajic mit Fussballer-Vater Admir.

«Adela, jetzt erkennen die Leute dich und sprechen dich an, nicht mich!»

ein Leben als Cervelat-Promi letztlich wünschen.

Jedenfalls sei Fussballer-Papa Smajic neu-lich in Basel mit seiner Tochter Adela essen gewesen. «Und dann war er ganz stolz, und er meinte: «Adela, jetzt erkennen die Leute dich und sprechen dich an, nicht mich!», sagt Adela Smajic zufrieden.

Vielleicht ist es ja auch wirklich nicht so, dass sie wie eine Pornodarstellerin aussieht. Vielleicht sieht sie einfach aus wie das ebenbürtige Gegenüber ihres Vaters: die typische Spielerfrau.

Bringt ein ganzes Dorf zum Schmelzen.

Milchtechnologe Jean-Pierre Zenhäusern von der Augstbordkäserei ist einer von mehr als 3000 lokalen Produzenten, die für Volg «Feins vom Dorf»-Produkte herstellen. Seine Käsespezialitäten sind im Volg Turtmann (VS) erhältlich. Eine davon ist der Raclette «Wallis 65» – nach einem alten Rezept aus Rohmilch der Gegend produziert. Entdecken Sie in jedem Volg andere «Feins vom Dorf»-Spezialitäten.

Volg. Im Dorf daheim. In Turtmann zuhause.

Volg
frisch und fründlich

brandinghouse

Personenkontrolle

Maurer, Bertschy, Sommaruga, Rösti, de Buman, Vogt, Maudet, Hess, Pardini, Aebersold, McConnell, Trump, Berthod, Becker

Ueli Maurer, oberster Personalchef im Bund, hat gute Nachrichten für alle Bundesangestellten weiblichen Geschlechts, die nach Höherem streben. Um die Zielvorgaben für die Frauenvertretung bis Ende 2019 zu erreichen – mehr als ein Drittel im mittleren Kader und rund ein Fünftel im Topkader –, müsse mindestens jede dritte vakante Kaderstelle, die bisher von einem Mann besetzt sei, neu an eine Frau vergeben werden, führte der Finanzminister im Nationalrat auf eine Frage der Grünliberalen **Kathrin Bertschy** aus. Auch müsse auf jede Chefin, die ihren Posten verlasse, wieder eine Frau folgen. Noch ambitioniertere Ziele hält Maurer dagegen für unrealistisch. Dass es gelingen wird, die Hälfte der Kaderjobs bis in fünf Jahren mit Frauen zu besetzen, wie dies Bertschy vorschwebt, schliesst er aus: Dies wäre wegen der Fluktuation selbst dann nicht zu erreichen, wenn jede einzelne vakante Stelle an eine Frau vergeben würde. Anders gesagt: Die männlichen Chefs bleiben zu lange auf ihren Posten sitzen. (fon)

Simonetta Sommaruga, Mutter Teresa der Schweiz, setzt ihre grosszügige Aufnahme politik auch bei Asylbewerbern durch, die als potenzielle Terroristen gelten. Dies geht aus der Antwort der SP-Justizministerin auf eine Frage von SVP-Nationalrat **Albert Rösti** hervor. Rösti hatte vorgerechnet, dass der Nachrichtendienst des Bundes bei 38 Asylbewerbern Sicherheitsrisiken festgestellt und dem Bundesamt für Migration die Ablehnung der Gesuche empfohlen hatte. In 30 dieser Fälle ignorierten Sommarugas Asylbeamte die Warnungen des Geheimdienstes. Nun leben die mutmasslichen Gefährder auf Kosten der Steuerzahler in der Schweiz. (gut)

Dominique de Buman, Schlitzohr aus der CVP, hat den zweiten Teil der Nationalratsdebatte über die Selbstbestimmungsinitiative in die Nachtstunden verbannt. Trotz Protest der SVP setzte der Nationalratspräsident für das staatspolitisch bedeutsame Thema eine «open end»-Sitzung am kommenden Dienstag um 19 Uhr an. Die abzuhandelnde Rednerliste lässt eine gut fünfstündige Sitzung erwarten. Stellt sich die Frage: Hat der höchste Schweizer selber genügend Sitzfleisch, um bis um halb zwei auszuharren? Oder legt er sich im Hotel aufs Ohr und übergibt die undankbare Aufgabe einem Stellvertreter? (fsc)



«Open end»: Nationalratspräsident de Buman.



Grosszügig: Justizministerin Sommaruga.



Kontroverse: Verbandspräsident Hess.



Sommerpause gestrichen: Republikaner McConnell.



Kurswechsel? SVP-Nationalrat Vogt.

Hansueli Vogt, Härtefall-Spezialist, bezeichnete die Durchsetzungsinitiative im Radio-«Tagesgespräch» vom 30. Mai noch als «extreme Forderung», die vom Souverän an der Urne wohlweislich abgelehnt worden sei. Der Zürcher Nationalrat und Rechtsprofessor fiel damit seiner Partei, der SVP, in den Rücken, die sich vehement für die Durchsetzungsinitiative eingesetzt hatte mit dem Argument, nur so könne sichergestellt werden, dass verurteilte ausländische Verbrecher konsequent des Landes verwiesen werden. Vogt gehörte im Abstimmungskampf zu denen, die sagten, ein Ausschaffungsgesetz mit Härtefallklausel genüge. Diese Einschätzung war krass falsch. Nach jüngsten Statistiken führt das neue «pfefferscharfe» Ausschaffungsgesetz zu rekordverdächtig tiefen Ausschaffungszahlen. Die meisten verurteilten Verbrecher dürfen bleiben, wegen der «Härtefallklausel», die sich als Täterschutzklausel erweist. Ob Vogt jetzt wieder auf SVP-Kurs wechselt? (ww)

Pierre Maudet, Vielflieger, ist unter Druck. Die Genfer Justiz ermittelt wegen Vorteilsnahme. Der freisinnige Regierungsrat hatte teure

Flüge kostenlos in Anspruch genommen. Vor ein paar Wochen kam heraus, dass er sich im Jahr 2015 von einem Geschäftsmann nach Abu Dhabi einladen liess. Wie jetzt die NZZ herausfand, war es nicht der einzige solche Höhenflug des vormaligen FDP-Bundesratsanwärters: Maudet reiste im Februar 2016 im Privatjet eines Genfer Firmenchefs vom Iran nach Genf. In der Zwischenzeit hat sich der Regierungsrat gegenüber der Zeitung *Le Temps* geäussert: «Ich war zweifellos unvorsichtig.» Das klingt schon fast wie ein Bedauern. (fsc)

Hans Hess, Verlierer, musste sich wider Willen erneut mit Gewerkschafter **Corrado Pardini** (SP) an den Verhandlungstisch setzen. Noch vor kurzem lautete die offizielle Devise bei Hess' Verband *Swissmem*: «Mit Pardini verhandeln wir nicht!» Hintergrund der Kontroverse: In die letzten Verhandlungen zum Gesamtarbeitsvertrag (GAV) in der Maschinenindustrie hatte Pardini 2013 einen Journalisten eingeschleust, der dann ein Buch darüber schrieb, wie Pardini den Arbeitgebern einen Mindestlohn abtrotzte. Bei den jetzt beendeten Verhandlungen zur Erneuerung

erung dieses GAV war zwar, Kenntnisstand heute, kein heimlicher Protokollant zugegen. Doch inhaltlich entschied Pardini das Kräftemessen abermals für sich. So findet neu eine flächendeckende Kontrolle der Mindestlöhne durch die Revisionsgesellschaften aller Firmen statt – ein schweizweites Novum. Zudem wird ein automatischer Teuerungsausgleich auf die Löhne eingeführt. Und zur Förderung der Vereinbarkeit von Familie und Beruf verzichtet die ganze Swissmem-Industrie in Zukunft auf Sitzungen ausserhalb der Bürozeiten 9 bis 17 Uhr. (fsc)

Michael Aebersold, Freund staatlichen Ausgabenwachstums, hat allen Grund zur Freude. Der SP-Finanzdirektor der Stadt Bern darf in der öffentlichen Verwaltung 56 neue Stellen schaffen. Der Grossteil des staatlichen Personalwachstums hat nichts mit der Bevölkerungsentwicklung in Bern zu tun, sondern dient einzig und allein der Erhöhung der Lebensqualität. Selbst dem geduldigen Stadtberner Parlament schien das Vorgehen der rot-grünen Regierung zunächst etwas unverfroren, von Geldverschwendung war die Rede, dennoch wurde der Finanzplan 2019–2022 letzte Woche schliesslich bewilligt. So können in Bern ab nächstem Jahr nun also so unverzichtbare Posten geschaffen werden wie eine Stelle «für die Aneignung des öffentlichen Raums», eine Stelle «für die Unterstützung von Familiengärten» oder – ganz wichtig – im Sportamt eine mit rund 100 000 Franken veranschlagte Kommunikationsstelle, die Öffentlichkeitsarbeit für die geplante 50-Meter-Schwimmhalle betreiben soll. (fon)

Mitch McConnell, republikanischer Zuchtmeister, hat dem Parlament in Washington die Sommerpause gestrichen. Als Begründung führte der Mehrheitsführer im Senat die «historische Obstruktion der Demokraten bei den Nominierungen des Präsidenten» an. Tatsächlich blockieren die Demokraten Kandidaten, die Trump in Regierungsämter befördern möchte. Einen weiteren Grund für die Eile verschwieg McConnell: Es gilt als wahrscheinlich, dass die Republikaner bei den Zwischenwahlen im November ihre Mehrheit in einer der beiden Parlamentskammern verlieren. Bis dahin zählt jeder Tag für das Durchpauken der Trump-Agenda. (fsc)

Martin Berthod, Spassvogel, hat sich einen Scherz mit **Boris Becker** erlaubt. Die Tourismusorganisation von St. Moritz, der Berthod als Direktor vorsteht, kommentierte die Scheidung der Tennislegende von Ehefrau Lilly mit einem Facebook-Video: «Wir können zwar keine ewige Liebe versprechen, aber eine Hochzeit, die für immer im Gedächtnis bleibt.» Vor dreizehn Jahren hatte das Paar in St. Moritz geheiratet. Über Humor lässt sich streiten – aber wer möchte an einem Ort heiraten, wo man im Falle einer Scheidung dann zu Marketingzwecken durch den Kakao gezogen wird? (fsc)

Nachruf

Clarence Fountain (1929–2018) — Hätte Franz Schubert nur hundert Jahre länger gelebt, wäre er wohl schon zu Lebzeiten als genialer Musiker international aufgefallen, unweigerlich hätte er die Vereinigten Staaten bereist und bei dieser Gelegenheit um 1860 herum die Minstrels entdeckt. Sofort hätte er ihnen seine Lieder vorgespielt und – geben wir ihm noch ein paar Jahrzehnte mehr – wäre auf fünf blinde Sänger gestossen, die ganz in der Tradition jener Minstrels im «jubilee harmony style» sangen, dann eine Gospeltruppe gründeten, mit der sie mehr als siebenzig Jahre lang aufgetreten sind. Demnächst wird Franz Schubert aus Himmelfortgrund droben auf Clarence Fountain aus Tyler (Alabama) treffen und sich wundern, warum hienieden die Songs der Five Blind Boys of Alabama nicht auch das Label «klassische Musik» verdient haben.

Denn die Truppe, die Clarence Fountain in den frühen vierziger Jahren am Alabama Institute for the Negro Deaf and Blind in Talladega mit ein paar Freunden gegründet hatte, folgte im Wesentlichen dem Bestreben des berühmten Tonsetzers aus Wien: Sie orientierten sich an den Flussläufen volksmusikalischer Traditionen und passten sie an die jeweilige Gegenwart an. Dabei trafen sie in ihrer langen und wech-

selvollen Laufbahn auf so hilfreiche Lotsen wie Lou Reed, Justin Vernon von Bon Iver, k.d. lang, Mavis Staples, Tom Waits und Ben Harper.

Wie gesagt – hätte Franz Schubert noch gelebt, wäre er dabei gewesen. Dem hätte dann die unfasslich wandelbare Stimme des Clarence Fountain sehr zugesagt, die sich bisweilen aus dem sonoren Keller der tiefen Lagen in ungeahnt hohe Etagen emporschwingen konnte.

«Du musst den Spirit bis in dein Gedärm spüren – und du musst wissen, wie das funktioniert», erklärte Fountain seine extatische Technik einmal bildhaft. Als «Abrisskommando» bezeichnete man die fünf wilden Blinden auch gern bis ins hohe Alter. Sehr früh entdeckte sie

der Manager von Ray Charles und wollte sie zu einer Art Cross-over bewegen, ein Unterfangen, das allerdings an der Sturheit des beinharten Gründers scheitern musste. «Unsere Mägen waren gefüllt, wir hatten keine Kopfschmerzen. Und ich war glücklich mit dem wahren Gospel.» Wenn sie dann später doch noch mit angesagten Stars der Rockszene Musik machten, blieben sie ihrem Weg gleichwohl immer treu. Clarence Fountain starb am vergangenen Sonntag 88-jährig in Baton Rouge, Louisiana. *Thomas Würdehoff*



«Wahrer Gospel»: Sänger Fountain.



«Meine Ambitionen werden nicht altersmüde.»

Stefan Furrer
Leiter General-agentur Zug
zum längeren,
selbstbestimmten
Leben



SwissLife



«Politik mit anderen Mitteln»: Rektor Hengartner (Mitte) und die neuen Ehrendoktoren der Universität Zürich, April 2018.

Hochschulen

Der Wind weht von links

Schweizer Universitäten marschieren auf Linkskurs.

Das zeigt sich an den Dozenten, Studenten, Ehrendoktoren und Forschungsschwerpunkten.

Von Philipp Gut und Christoph Mörgeli

Das gratis aufliegende *UZH-Journal* nennt sich «Campus-Zeitung der Universität Zürich». Es handelt sich um das offizielle Publikationsorgan der Universitätsleitung und widerspiegelt deren weltanschauliches Fundament. Die gegenüber der eigenen Institution völlig unkritische Werbebroschüre wird von der neunzehnköpfigen Kommunikationsabteilung mit öffentlichen Geldern fabriziert. Die Jubelmeldungen in eigener Sache sollen wohl auch vergessen machen, dass das renommierte THE-Ranking die Uni Zürich innert Jahresfrist um dreissig Plätze zurückgesetzt hat. Damit nimmt die finanziell und personell bei weitem höchstdotierte Hochschule des Landes nur noch den enttäuschenden 136. Rang

ein – hinter den Universitäten von Genf, Bern und Basel.

Ausstrahlung und Charakter? Pfui!

Diese Tatsache könnte durchaus damit zusammenhängen, dass sich die Universität statt mit Spitzenforschung, wissenschaftlichen Leistungen und hohen Anforderungen ausführlich mit Soft-Führungs-Lehren, Gender-Thematik, Ökologie und linker Politologie beschäftigt. Die Mai-Ausgabe des *UZH-Journals* gibt jedenfalls eindruckliches Zeugnis vom herrschenden universitären Zeitgeist. Dieser weht heftig von links. Unter dem Titel «Gerechte Sprache» vernehmen wir vom «Verhaltenscodex Gender Policy», der die Universität zu einer Sprache

verpflichtet, «die niemanden benachteiligt oder ausschliesst». Besonders problematisch sei eine Bildsprache, in denen Männer mit ihrer Körperhaltung Raum beanspruchten, während Frauen marginalisiert würden. Die Gender-Sternchen in wissenschaftlichen Publikationen sollten jene Menschen einschliessen, «die sich keinem Geschlecht zuordnen können oder wollen». Und was macht die Uni Zürich mit den Feuerwehrmännern? Die Lösung liegt in der neutralen Form im Plural: «Statt Feuerwehrmänner und Feuerwehrfrauen verwendet man Feuerwehrleute.»

Der Dekan der Philosophischen Fakultät misst gute Führung an «Zufriedenheit», «Konsens», «gegenseitigem Respekt», «kollekti-

tivem Lernen» und an den «Interessen des Teams». Ausdrücklich nicht gefragt ist die «markante Persönlichkeit». Ein Hochschul-lehrer mit Ausstrahlung und Charakter? Pfu! Lieber predigt man linksgrünen Lifestyle. Das fünfköpfige «Nachhaltigkeitsteam» der Universität Zürich habe errechnet, dass vegetarische Menüs den ökologischen Fussabdruck verringern («Fleischverzicht bringt's»). Die Benützung des Velos senke die Treibhausgas-emissionen im Vergleich zum Auto um ein Vielfaches. Als «beliebte Dozentin» lernen wir eine basisdemokratisch von den Studenten gewählte «Lehrpreisträgerin» kennen. Es handelt sich um eine gewisse Silja Häusermann, «Politoprofessorin» und «gefragte Expertin für Fragen des Sozialstaats», die sich demnächst für ein halbes Jahr freustellen lässt, um ein Buch «über die Wählerschaft der Sozialdemokratie» zu schreiben.

Ein weiteres Indiz für den universitären Linksdrall ist die Vergabe der Ehrendoktorate. Dieses Jahr gingen zwei Ehrendokortitel der Universität Zürich an Claudia Kaufmann (SP), Ombudsfrau der Stadt Zürich, für ihren Einsatz für die Gleichstellung, und selbstverständlich habe sich auch Ex-Bundesrichterin Vera Rottenberg (SP) für die Nichtdiskriminierung starkgemacht. Überhaupt dürfen sich Sozialdemokraten beste Chancen auf akademische Ehren ausrechnen: Regierungsrat Markus Notter wurde 2012 Ehrendoktor, seine Kollegin Regine Aeppli 2015 ständiger Ehrengast, obwohl sie kurz zuvor massgeblich zum Sturz von Uni-Rektor Andreas Fischer beigetragen hatte. Klara Obermüller, ehemals Präsidentin der Gesellschaft Schweiz-DDR und erklärte Freundin einer kirchenverfolgenden Linksdiktatur, brachte es 2010 sogar zum theologischen Ehrendoktor. In Bern erreichten solche Ehren der Finanzchefbeamte Peter Siegenthaler (SP) oder Ex-Preisüberwacher und -Nationalrat Rudolf Strahm (SP).

Ausgrenzung von Andersdenkenden

Natürlich gibt es in der Professoren- und Studentenschaft der Schweizer Universitäten durchaus Leute, die bürgerlich denken, vor allem in den Fächern Ökonomie, Jurisprudenz und in den Naturwissenschaften. Die Unis von Zürich, Bern, Basel, St. Gallen, Lausanne und Genf gelten traditionell als freisinnig-liberal, jene von Freiburg ist eine katholisch-konservative Gründung. Die Rektoren sind parteilos oder bekennen sich auch heute noch vornehmlich zum FDP-Gedankengut. Ein SVP-Anhänger fand sich gelegentlich unter den Veterinären oder den Strafrechtlern. Die gegenwärtige Rektorin der Universität Basel amtierte einst als Präsidentin der Stadtzürcher CVP, der Zürcher Rektor kandidierte erfolglos für die FDP als Kantonsrat.

Die öffentliche Debatte aber beherrschen mittlerweile die Linken. Es handelt sich vornehmlich um Vertreter der Sozial- und Geis-

teswissenschaften, die sich lautstark in der Öffentlichkeit vernehmen lassen. Sie haben dafür neben dem Interesse auch den zeitlichen Freiraum und sind nicht mit Arbeiten im Labor oder in der Klinik überlastet. An der ETH etwa vermochte 2006 eine bestens vernetzte, vergleichsweise kleine Gruppe von Geisteswissenschaftlern den damaligen Präsidenten Ernst Hafen aus dem Amt zu hebeln. Das Kompetenzzentrum «Geschichte des Wissens», das ETH und Uni gemeinsam tragen, verbreitet seine Weltsicht als «Plattform für ein öffentliches Nachdenken über die Funktion von Wissen in modernen Gesellschaften». Dass dabei keine «*unité de doctrine*» herrsche, wie das Zentrum von sich selber sagt, scheint reichlich schönfärberisch. Diese *scientific community* erhebt den ziemlich ausschliesslichen Anspruch auf sachliche Richtigkeit, spricht ihre eigene Sprache, lenkt und fördert Karrieren. Solche sorgfältig gepflegten Netzwerke



Marxistisches Sprachrohr: Historiker Tanner.



Vegetarische Menüs: Politologin Häusermann.

bilden mittlerweile eine ernste Bedrohung für die verfassungsmässig garantierte Lehr- und Forschungsfreiheit.

Deutlich zu spüren bekommt dies gegenwärtig SVP-Nationalrat und Rechtsprofessor Hans-Ueli Vogt. Weil er die Volksinitiative «Schweizer Recht statt fremde Richter» andachte und zur bewährten Rechtspraxis des Vorrangs von Landesrecht zurückkehren will,

Die sorgfältig gepflegten Netzwerke bedrohen die Lehr- und Forschungsfreiheit.

die bis 2012 galt, fielen 31 seiner Kollegen der Juristischen Fakultät mit einer siebzehnseitigen Abhandlung über ihn her. Vogt erlebt an der Uni Zürich deutliche Ausgrenzungen, was ihn aber nicht sonderlich beeindruckt: «Ich bin kein Mensch mit einem ausgeprägten Bedürfnis, dazuzugehören», hielt der Vordenker der «Selbstbestimmungsinitiative» fest.

Der Wirtschaftswissenschaftler Bruno S. Frey, eines der weltweit bekanntesten Aushängeschilder der Uni Zürich, bekam Neid und Missgunst seiner Kollegen zu spüren. Der liberale Ökonom hatte unter anderem vielbeachtete Studien über die Bedeutung von direkter Demokratie und Föderalismus verfasst. Aufgrund sehr zweifelhafter Vorwürfe eines «Eigenplagiats» – er habe von sich selber abgeschrieben – unternahm die Universität offiziell-pompöse Untersuchungen des Falls und beendete 2012 wegen der Vorwürfe das gegenseitige Arbeitsverhältnis.

Marxisten auf den Lehrstühlen

1970 scheiterte die Habilitation des ersten erklärten Marxisten an einer Schweizer Hochschule. Der deutsche Philosoph Hans Heinz Holz erfuhr lautstarke Unterstützung durch die organisierte Studentenschaft, war indessen im Lehrkörper heftig umstritten. Vor allem der Zeithistoriker und SVP-Nationalrat Walther Hofer stellte die fachliche und politische Eignung von Holz entschieden in Frage. 1977 gelangte mit dem Soziologen Jean Ziegler erstmals ein «Kommunist im Sinne von Karl Marx» auf einen ordentlichen Lehrstuhl. Die Sozialdemokratin Jeanne Herrsch, ebenfalls Ordinaria an der Universität Genf, protestierte lautstark gegen die Ernennung des unzimperlischen Banken- und Globalisierungskritikers und gab in der Folge ihr Ehrendoktorat zurück.

In Zürich wirkte mit Jakob Tanner von 1997 bis 2015 erstmals ein Marxist, und zwar im Fach Sozial- und Wirtschaftsgeschichte. Er nutzte diese Stellung intensiv als medial vielgesuchter Erklärer von Zeitfragen und der Tagespolitik. Als einflussreichstem Mitglied der Bergier-Kommission gelang es Tanner, die offiziöse Schweizer Geschichte in seinem Sinn zu interpretieren. Insbesondere im Schweizer



Druck auf liberale Konzepte: Dozent Helmedag.



Böser Kapitalismus: Ökonom Thielemann.

Radio und Fernsehen bekam der «Wortführer der Salon- und Diskurslinken» (*Weltwoche*) permanent Mikrofone und Kameras dargeboten, um die Schweizer Geschichte und Gegenwart in seiner einseitigen Optik zu beleuchten.

Ab Herbst will die Wirtschaftswissenschaftliche Fakultät der Uni Zürich eine Vorlesung über «Marxistische Politische Ökonomie» anbieten. Dozent ist der prominente Wachstumskritiker Fritz Helmedag aus Chemnitz (vormals Karl-Marx-Stadt), der unter anderem als Doktorvater von Sahra Wagenknecht (Die Linke) bekanntgeworden ist. Zwar präzisierte Rainer Winkelmann, Direktor des Instituts für Volkswirtschaftslehre, gegenüber dem *Tages-Anzeiger*: «Das Modul hat keine politische Richtungswirkung.» Es handle sich um einen Vorschlag der Studenten, ähnlich wie die Kurse «Feministische Ökonomie», «Post-Keynesianismus» oder «Post-Wachstumsökonomik». Offensichtlich herrscht erheblicher Druck auf

liberalen Konzepten. Angesagt seien vielmehr die «fortschreitende Klimaproblematik» oder die «wachsende Ungleichheit».

Selbst die Universität St. Gallen, als Handelshochschule HSG international bekannt für eine marktwirtschaftliche Ausrichtung von Lehre und Forschung, beginnt zu wanken. Spätestens seit den Äusserungen von Peter Ulrich und Ulrich Thielemann vom Institut für Wirtschaftsethik vernahm das erstaunte Publikum fulminante Kritik am Kapitalismus, gelte doch in der Marktwirtschaft das ethisch unverantwortliche Recht des Stärkeren. Als Thielemann vor einem Ausschuss des Deutschen Bundestags auch noch ausführte, die Schweiz kenne in der Besteuerung von Ausländern kein Unrechtsbewusstsein, kam es zum Eklat. Der ab-

Die Realität findet für den Rechtsprofessor nicht statt. Was nicht sein soll, ist nicht.

gewählte Bundesrat Christoph Blocher erklärte sich als erfolgreicher Unternehmer zum besseren Wirtschaftsethiker, aber er bewarb sich vergeblich um den entsprechenden St. Galler Lehrstuhl. Seit 2010 hat sich im Mekka des Wirtschaftsliberalismus die studentische MLKP etabliert – die «Marxistische Lerngruppe für kritische Politikwissenschaft».

Unter Soziologen und Sozialisten

Während liberale und konservative Lehrkräfte an den Universitäten rarer werden, verschämt schweigen oder gar weggemobbt werden (prominentes Beispiel ist der Medizinhistoriker, SVP-Politiker und *Weltwoche*-Autor Christoph Mörgeli), geben Linke den Ton an. Jahrelang prägte der Soziologe Ueli Mäder die Wahrnehmung der Sozialwissenschaften an der Universität Basel. Zugutehalten muss man ihm, dass er die Debatte nicht scheute und auch auf Podien mit andersdenkenden Kontrahenten stieg. Die Arbeiten des Alt-68ers und seines Instituts fördern explizit eine linke Politik: Die «Studie Reithalle» zeigte Wege auf, wie sich der Wert dieser «wichtigen Kultur- und Begegnungsstätte» weiter «zum Tragen bringen» lasse. Davon, dass die in der Nähe des Hauptbahnhofs Bern gelegene Reithalle ein rechtsfreier Raum ist, in dem Gewalt und Drogenhandel gedeihen und von dem aus regelmässig brutale Attacken auf Ordnungshüter erfolgen, liest man in der «Studie» nichts.

Weitere Arbeiten unter Mäders Ägide transportieren ungefiltert eine linke Ideologie, was sich häufig schon im Titel niederschlägt («Urbanität und Widerständigkeit», «Basel von unten», «Das Kapital der Soziologie»). Das letztgenannte Projekt schliesst direkt am kommunistischen Vordenker Karl Marx an und will dessen Hauptwerk «Das Kapital» («ein umfangreicher und faszinierender Ent-

wurf») neu konzipieren und «für kritische Gesellschaftstheorie zugänglich» machen. Marx aus der Mottenkiste.

Wen wundert's da, dass mit Oliver Nachtwey ein erklärter Sozialist den Basler Lehrstuhl von Ueli Mäder geerbt hat? Man bleibt unter sich. «Ich bin Soziologe – aber auch Sozialist», verkündete der Neue in einem Interview mit der *Tageswoche*. Momentan halte er sich in der Öffentlichkeit noch etwas zurück, wusste das Basler Magazin über Nachtwey zu berichten, aber auch ihm gehe es, wie Vorgänger Mäder, «in der Forschung um die sozial Schwachen». Auf Twitter gab Nachtwey schon mal einen Vorgeschmack darauf, was er in politischer Hinsicht darunter versteht: Er propagierte einen Artikel der *Washington Post* mit dem Titel «Es ist Zeit, es mit dem Sozialismus zu versuchen». Für einen Wissenschaftler, der aus der ehemaligen DDR stammt, ist das eine durchaus bemerkenswerte Forderung.



Ungefilterte Ideologie: Soziologe Mäder.



«Soziologe – aber auch Sozialist»: Nachtwey.

Professoren, die mit ihrer Forschung mehr oder weniger unverhohlenen linke Politik betreiben, finden sich an jeder Schweizer Universität. An der Uni Bern doziert der Strafrechtler und Rechtsphilosoph Martino Mona über «Migrationsverhinderung» und fordert ein Recht auf Einwanderung für alle. Als die Mittepartei CVP vorschlug, Asylbewerber sollten einen Dienst für die Gemeinschaft leisten, rief Mona aus: «Die CVP verlangt die Einführung einer modernen Form der Sklaverei.» Die Probleme mit den Zehntausenden von Flüchtlingen, die – wie der Bundesrat mitteilt – in grosser Mehrheit ihre wahre Identität verschleiern und von der Sozialhilfe leben, sind für Mona «konstruiert». Die Realität findet für den Rechtsprofessor nicht statt. Was nicht sein soll, ist nicht.

Schweiz von der SVP kurieren

Wie stark sich linke Ideen an Schweizer Universitäten eingenistet haben, zeigt sich an den landauf, landab grassierenden «Gender Studies». Wer sich die Mühe macht, das Lehrangebot auf das Stichwort «Gender» abzuklopfen, stösst auf Hunderte von Veranstaltungen. Auch immer mehr Lehrstühle werden auf die Gender-Agenda ausgerichtet. Kritische Einwände und inhaltliche Diskussionen über Sinn und Unsinn dieser Entwicklung hört man innerhalb der Unis so gut wie nicht.

Ein verlässlicher Gradmesser für ideologische Strömungen sind die vom Schweizerischen Nationalfonds (SNF) zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung mit Millionenbeträgen unterstützten Projekte. Hier zeigt sich die politische Schlagseite der angeblich objektiven wissenschaftlichen Forschung überraschend deutlich. Ein klassisches Exempel ist das Nationale Forschungsprogramm (NFP) 40+ «Rechtsextremismus – Ursachen und Gegenmassnahmen». Nationale Forschungsprogramme erfolgen im Auftrag der Politik und werden mit Steuergeldern finanziert. Im Rahmen des NFP 40+ haben zwei Politikwissenschaftler von der Universität Lausanne die



Einwanderung für alle: Professor Mona.

«Werte von SVP-Aktivistinnen» untersucht. «Fremde unterliegen dem generellen Verdacht, dass sie die Schweiz ausnützen und sich nicht richtig integrieren», heisst es in der Studie, für welche die beiden Politologen über eine Viertelmillion Franken kassierten. Und weiter: «Jegliche Kritik gegenüber der Schweiz wird abgewehrt.»

Andere Projekte in diesem Nationalen Forschungsprogramm beklagen die «massiv erhöhte Zurückweisung von Bürgerrechtsbegehren» bei geheimen Abstimmungen in der direkten Demokratie. Das demokratische Einbürgerungsverfahren biete eine «politische Opportunitätschance für rechtspopulistische Akteure» – spricht: die SVP –, und dies gelte es zu verhindern, so der Kernbefund der Studie. Wissenschaftler der Uni Genf zogen sogar ein «Monitoring» auf (Kosten pro Laufzeit: eine halbe Million Franken), um «Misanthropie und Rechtsextremismus» in der Schweiz zu messen.

Dabei kamen sie zum Schluss, Rechtsextremismus, «Menschenfeindlichkeit» und Xenophobie seien nicht etwa ein Randphänomen, sondern in der «Kerngesellschaft präsent». Die Schweizer, ein Volk von Rassisten. Dass es in der Schweiz mehr Linksextreme als Rechtsextreme gibt und dass die Linksextremen ein Mehrfaches an Gewalttaten verüben, wie Erhebungen des Nachrichtendienstes des Bundes zeigen, schreiben die staatlich alimentierten Forscher natürlich nicht. Zahlen und Fakten stören nur die Gesinnung.

Ins Bild passt der Blog «Geschichte der Gegenwart», auf dem Zürcher Historiker eine politische Debatte aus betont linker Optik führen. Die *Sonntagszeitung* empfand die Beiträge auf dem Blog, unter anderem von Philipp Sarasin und dessen Freundin Svenja Golttermann, nicht als Lesespass und mokierte sich über das ebenso einfache wie einseitige und humorfreie Weltbild: «Von einem Wettstreit der Ideen und einer gesunden Portion Selbstreflexion, wie es an einer Universität eigentlich Voraussetzung sein sollte, ist auf diesem Blog weniger zu spüren als am Kongress der Kommunistischen Partei Chinas. Statt geistigen Esprits und Debattierlust herrschen Schmallippigkeit und Meinungskolchose.»

Der Schweizer Oliver Zimmer, Professor für moderne europäische Geschichte an der Oxford University, ortete in der *Basler Zeitung* einen «moralischen Ton», «dogmatische Tendenzen» und «ein Klima des Konformismus» in der Schweizer Hochschullandschaft. Die Quer-

köpfe, die Unangepassten, die Provokateure hätten deshalb die Unis verlassen oder seien ins Ausland gegangen. Zimmers Befund: «Das linke Lager, das die Wahrheit und eine höhere

Form der Wissenschaftlichkeit für sich beansprucht, dominiert seit Mitte der neunziger Jahre an den historischen Seminaren. Viele verstehen Geschichte als Politik mit anderen Mitteln. Abweichende Positionen sind marginal vertreten. Man empfindet das Fehlen einer Meinungsvielfalt nicht als befremdlich. Man findet es absolut in Ordnung.»

Eine Kostprobe der Macht und des Einflusses linker bis linksextremer Gruppen war der erfolgreiche Protest gegen den geplanten Auftritt von Ex-US-General David Petraeus

an der ETH Zürich im vergangenen Herbst («Campus-Tyrannie», *Weltwoche* Nr. 42/17). Die offenbar gewaltbereiten Studenten erreichten mit ihren Slogans und Drohungen («Krieg dem Kriegstreiber»), dass die ETH sich einschüchtern liess und den Anlass aus Angst vor Krawallen absagte.

Dass die Studenten mehrheitlich links ticken, ist seit 1968 ein unbestreitbares Faktum. Wahlen in studentische Gremien sowie Ton und Inhalt der Studentenzeitschriften lassen diesbezüglich keine Zweifel offen. Die Unterschiede bei den Disziplinen sind indessen beträchtlich: Vor allem die geisteswissenschaftlichen Studienrichtungen sind stark von linker Ideologie geprägt, was bei der Ökonomie und der Jurisprudenz erfahrungsgemäss weniger der Fall ist. Naturwissenschaftler und Mediziner gelten als überwiegend unpolitisch, halten sich jedenfalls bei politischen Statements eher zurück.

Demgegenüber stand die Studentenschaft etwa in Zürich in den vierziger und fünfziger Jahren noch eindeutig rechts der Mitte. Man gab sich betont höflich, ja distanziert, so dass der *Zürcher Student* titelte: «Wir sagen uns Sie». Der Ungarnaufstand brachte 1956 den studentischen Siedepunkt des leidenschaftlichen Antikommunismus. 1971 kam es dann zur «antifaschistischen und antikapitalistischen Informationswoche», die erstmals zu einer sechstägigen Schliessung der Universität führte. Wer wollte sich angesichts der Solidarisierung mit Mao, Giap und Ho Chi Minh daran erinnern, dass die Studenten 1950 noch energisch protestiert hatten, als ein Rektor am 1. Mai einen vorlesungsfreien Nachmittag einführte und dies mit der «Solidarität mit den Werktätigen» begründete? Lange ist's her. ○



Schweizer Oxford-Professor Zimmer.

«Man empfindet das Fehlen einer Meinungsvielfalt nicht als befremdlich.»

«Fair Trade» mit Donald Trump

Von Florian Schwab — Mit seiner Kritik an der Handelspolitik Chinas und der EU liegt der amerikanische Präsident richtig. Seine Gegenstrategie birgt jedoch Gefahren für die Schweiz. Als Sicherheit für turbulente Zeiten benötigt die Schweizer Wirtschaft ein Freihandelsabkommen mit den USA.

Eigentlich ist die Handelspolitik ein eher trockenes Geschäft von geschmeidigen Lobbyisten und verschwiegenen Wirtschaftsdiplomaten. Kaum ein Normalsterblicher kommt mit den sperrigen Katalogen in Berührung, welche die Zölle für Abertausende von Gütern bestimmen. Doch seit Donald Trump fordert, dass der Handel nicht nur frei, sondern auch «fair» sein müsse, gleicht die Szenerie einem politischen Drama.

In den letzten Tagen überstürzten sich die Ereignisse. Am 30. Mai traf US-Handelsminister Wilbur Ross am OECD-Jahrestreffen etliche Amtskollegen aus der EU, darunter den deutschen Wirtschaftsminister Peter Altmaier und Bruno Le Maire aus Frankreich. Gemeinsam mit EU-Handelskommissarin Cecilia Malmström versuchten die Europäer, Ross davon zu überzeugen, die Ausnahmeregelung für die EU zu verlängern. Die Regierung Trump hatte im März Importzölle auf Stahl (25 Prozent) und Aluminium (10 Prozent) eingeführt, davon aber ihre Handelspartner Mexiko, Kanada und eben die EU vorerst ausgenommen. Schweizer Firmen zahlen die Zölle seit Beginn.

Alles Bitten und Drohen half nichts: Tags darauf verkündete Ross den abschlägigen Bescheid. Ab dem 1. Juni werden auch Importe aus der EU mit den Zöllen belegt.

Showdown im Luxushotel

Am Sonntag verschärfte sich der Ton. Anlässlich des Vorbereitungstreffens für den G-7-Gipfel nächstes Wochenende in Kanada wurden die USA regelrecht angeprangert. Der Franzose Le Maire, Superminister für Wirtschaft und Finanzen, sprach von einer Zusammenkunft der «G-6 plus 1». Die Amerikaner würden mit ihrer Handels- und Zollpolitik die «gemeinsame Arbeit auf der Ebene der G7 aufs Spiel setzen», tobte er.

Zum Showdown kommt es am Freitag und Samstag, wenn Trump in einem Luxushotel im kanadischen Charlevoix auf Angela Merkel aus Deutschland, Emmanuel Macron aus Frankreich, Shinzo Abe aus Japan, Theresa May aus Grossbritannien, Giuseppe Conte aus Italien und Justin Trudeau aus Kanada trifft.

Kommentatoren beschwören bereits einen aufziehenden «Handelskrieg»: «Treibt Trump die EU in Putins Arme?», fragt die deutsche *Welt*. «In der Todesspirale» wähnt *Der Spiegel* die Weltwirtschaft. Und die *NZZ* beklagt auf der Titelseite, «US-Protektionismus belastet die Weltwirtschaft».

Wie ernst ist die Lage? Haben die amerikanischen Zölle auf Aluminium und Stahl das Zeug dazu, eine Kaskade von Massnahmen und Gegenmassnahmen in Gang zu setzen? Was bedeuten die Geschehnisse für die Schweiz? Und schliesslich: Was kann die Politik tun, um den Schweizer Unternehmen das

Welthandel zu entfalten. Dies wird auch an den Schweizer Exporten deutlich. Laut dem Staatssekretariat für Wirtschaft (Seco) fällt lediglich ein Exportvolumen von 87 Millionen Franken unter die neuen Zölle. Das sind 0,3 Prozent der gesamten Schweizer Exporte in die USA.



Bitten und Drohen: deutsche Kanzlerin Merkel beim amerikanischen Präsidenten Trump im

Bestehen in diesen turbulenten Zeiten zu erleichtern?

Die *Weltwoche* hat mit zahlreichen Wirtschaftsexponenten und Wissenschaftlern gesprochen. Das wichtigste Fazit relativiert die sich überbietenden Schlagzeilen: Von Economiesuisse über Gewerbeverband bis hin zur schweizerisch-amerikanischen Handelskammer und zu führenden Ökonomen herrscht einmütig die Meinung vor, dass die amerikanischen Zölle auf Aluminium und Stahl, für sich genommen, zu unbedeutend seien, um ernsthafte Auswirkungen auf den

«Bis jetzt ist es harmlos», bringt es Wirtschaftshistoriker Tobias Straumann von der Universität Zürich auf den Punkt. Er erinnert daran, dass der Demokrat Bill Clinton schon in den 1990er Jahren protektionistische Anwendungen hatte und dass die Regierung von George W. Bush junior im Jahr 2002 Zölle auf Stahl einfuhrte. Als die Welthandelsorganisation (WTO) diese für unzulässig erklärte, hoben die Amerikaner die Massnahme wieder auf.

Ebenso einig sind sich die Befragten darin, dass eine Eskalation für die Schweiz gefährlich

wäre. Fast zwei Drittel des Schweizer Bruttoinlandprodukts werden im Export erwirtschaftet. Bricht der Welthandel ein, weil überall Zollschränken hochgezogen werden, wäre dies der Schweizer Wirtschaft sehr abträglich. «Das Wachstum der Weltwirtschaft würde leiden, was sich direkt auf die Schweizer Exporte auswirkt», sagt Rudolf Minsch, Chefökonom bei Economiesuisse. «Im schlimmsten Fall droht eine Rezession.»

Über die Wahrscheinlichkeit eines solchen Katastrophenszenarios gehen die Einschätzungen allerdings auseinander. Während Minsch der Meinung ist, dass «ein Risiko der Eskalation offensichtlich vorhanden ist», warnt Martin Naville, Chef der schweize-



Weissen Haus, Ende April.

risch-amerikanischen Handelskammer (Amcham), vor Alarmismus: «Weder die Amerikaner noch die Europäer haben ein Interesse daran, den Welthandel ernsthaft in Frage zu stellen.» Reto Föllmi, Professor für Aussenwirtschaft an der Universität St. Gallen, begänne sich erst dann Sorgen zu machen, «wenn die Amerikaner ein Urteil der Welthandelsorganisation schnöde ignorieren würden».

Kanada und die EU haben die amerikanischen Zölle auf Aluminium und Stahl bereits bei der WTO angekreidet. Ein solches Streitbeilegungsverfahren dauert voraussichtlich

rund ein Jahr. Gemäss HSG-Professor Föllmi könnten die Amerikaner versuchen, dieses Verfahren für Vergleichshandlungen mit der EU zu nutzen. Er weist darauf hin, dass die USA den Europäern zu Recht vorwerfen, höhere Zölle zu verlangen als sie selbst. «Der durchschnittliche Steuersatz auf Importe in die USA beträgt 3,5 Prozent, auf Importe in die EU sind es 5 Prozent.»

Für Wirtschaftshistoriker Straumann ist die seit den Neunzigern verstärkte Unzufriedenheit der USA mit dem Welthandel nicht unberechtigt: «Die restliche Welt ist vielfach Trittbrett gefahren.» Insbesondere die Chinesen hätten seit ihrem Beitritt zur WTO im Jahr 2001 ihre Wirtschaft nur unzureichend

Das Interesse an einer intakten WTO wird höher gewichtet als die Interessen der betroffenen Firmen.

geöffnet und würden durch «Exportsubventionen in sehr erheblichem Umfang den Wettbewerb verzerren». Auch die Europäische Union sei kein Musterknabe des Freihandels. Selbst die Schweiz setze immer wieder Regulierungen ein, um ausländische Konkurrenz fernzuhalten. Jetzt mit dem Finger auf die Amerikaner zu zeigen, sei zu billig, findet Straumann.

Könnte das amerikanische Powerplay am Ende also sogar dazu führen, dass die Chinesen ihre Wirtschaft endlich öffnen und dass die Europäer gewisse Zölle senken, dass der Welthandel also gleichzeitig freier und fairer wird? Henrique Schneider, Chefökonom des Schweizerischen Gewerbeverbands, hält eine solche Entwicklung für unwahrscheinlich. Seit der Finanzkrise hätten fast alle wichtigen Wirtschaftsräume ihre Wirtschaft eher abgeschotet. Die Politik Trumps eigne sich gut als Vorwand für neue protektionistische Massnahmen, etwa seitens der EU. In Pessimismus will Schneider aber nicht versinken: Die Massnahmen der Regierung Trump seien nicht schlimmer als das, was anderswo auch stattfindet. «Eine neue Qualität erkenne ich nicht.»

Bern, was nun?

Den protektionistischen Zeitgeist misst mit wissenschaftlicher Akribie Professor Simon Evenett von der HSG. Sein «Global Trade Alert» analysiert seit dem Jahr 2010 die weltweite Handelspolitik. Seit 2010 hat es jedes Jahr mehr Massnahmen gegeben, welche den Handel eindämmen, als solche, welche ihn liberalisieren. In den USA stehen 1206 Liberalisierungen 3473 Einschränkungen gegenüber, in Frankreich sind es 3800 Einschränkungen bei 1661 Liberalisierungen.

Was kann die Schweiz unternehmen, damit ihre globalisierte Wirtschaft in diesem Umfeld weiter erfolgreich bleibt?

Zurück zu den Verwerfungen bei den Zöllen auf Stahl und Aluminium. Laut Kennern gibt es rund ein Dutzend Schweizer Firmen, welche betroffene Erzeugnisse im Wert von über einer Million Franken in die USA exportieren. Dabei handelt es sich im Wesentlichen um Produkte, die nur in der Schweiz hergestellt werden, beispielsweise für die Medizinaltechnik. Einige Unternehmen haben bei den Amerikanern beantragt, von den Zöllen ausgenommen zu werden. Die Chancen, dass auf diesem Weg substanzielle Befreiungen erwirkt werden können, stehen laut Branchenvertretern gut.

Auch Wirtschaftsminister Johann Schneider-Ammann (FDP) hat bereits zweimal bei den Amerikanern darum ersucht, dass die Schweiz von den Zöllen ausgenommen wird. Als Begründung führte er gemäss dem Seco an, die betroffenen Schweizer Güter seien so spezialisiert, dass sie offensichtlich «nicht Ursache für das Ergreifen der Massnahmen sein können». Eine Antwort hat der Schweizer Bundesrat bis jetzt noch nicht erhalten.

Allerdings haben die Amerikaner klargemacht, dass jedes Land, das von den Zöllen befreit werden will, die Exportmenge auf dem Niveau von 2017 (und in manchen Fällen darunter) einfrieren muss. Die EU schlug dies aus. Man verhandle nicht, während der Gesprächspartner eine Pistole auf einen richte. Etliche Länder wie Brasilien, Australien, Südkorea und Argentinien haben sich mit den USA auf eine Mengenbeschränkung verständigt und sind daher von den Zöllen ausgenommen. Die Schweiz ist hier aber sehr zurückhaltend. Man bemühe sich «um eine Ausnahme, welche mit den einschlägigen WTO-Regeln konform ist», so das Seco. Auf Nachfrage, ob die Mengenbeschränkungen WTO-konform seien, sagt das Seco, dies müssten die jetzt angelaufenen WTO-Verfahren erst zeigen. Mit anderen Worten: Das Interesse an einer intakten WTO wird höher gewichtet als die Interessen der betroffenen Schweizer Firmen.

Unstrittig ist: Mit einem Freihandelsabkommen Schweiz–USA, wie es der amerikanische Botschafter Edward McMullen ins Gespräch gebracht hat, wäre die Ausgangslage für die Schweiz deutlich besser. Viele Güter wären von vornherein vor amerikanischen Zöllen geschützt. Und für Zweifelsfälle gäbe es einen klar definierten Kommunikationskanal. Mit der Europäischen Union hat die Schweiz seit 1972 ein solches Freihandelsabkommen, mit China seit 2014. Damit ist Amerika der einzige Grossabnehmer, mit dem kein solcher Vertrag existiert. Und die Schweizer Exporte in die USA haben sich seit dem Jahr 2000 von 14,7 Milliarden Franken auf 33,8 Milliarden Franken mehr als verdoppelt. Angesichts der Grosswetterlage im Welthandel sollte die Schweiz ihr Verhältnis zu diesem wichtigen Handelspartner auf eine neue Stufe heben.

«Die Ängstlichen sind das Rückgrat der Gesellschaft»

Von *Claudia Schumacher* — Wie verändern Depressionen das Gehirn? Warum sind Kreative oft melancholisch? Wie erkennt man, ob die Suizidromantik des Kindes zu einer Musikrichtung oder zu einer Depression gehört? Psychiater Joe Hättenschwiler antwortet.

Joe Hättenschwiler empfängt im Büro des dreistöckigen Zentrums für Angst- und Depressionsbehandlung in Zürich, dessen Chefarzt er ist. Es sind weite, lichte Räumlichkeiten. Alles ist wohlgeordnet. Wenn es so im Oberstübchen aussieht, ist das vielleicht nicht falsch. «Während wir den Ängstlichen unseren Reichtum verdanken, richten insbesondere Depressionen, die zu spät erkannt werden, einen hohen wirtschaftlichen Schaden an», sagt der Psychiater.

Die Ehe zerbricht, man verliert den Job, jemand stirbt. Wie weiss man, ob man nur sehr traurig oder schon depressiv ist?

Etwa 20 bis 25 Prozent der Menschen erleben mindestens einmal eine behandlungsbedürftige Depression. Bei Frauen kommt sie häufiger vor als bei Männern: Zwei Drittel der Depressiven sind weiblich. Für die Diagnose gibt es internationale Kriterien; dabei müssen mindestens zwei Hauptsymptome und zwei Zusatzsymptome vorliegen. Die Hauptsymptome sind: depressive Verstimmung, Verlust von Interesse und Verminderung des Antriebs. Die Zusatzsymptome: Konzentrationsstörungen, mangelndes Selbstwertgefühl, Schuldgefühle, Pessimismus, Suizidalität, Schlafstörungen, Appetitminderung.

Klingt auch ein wenig nach Pubertät. Wie können Eltern den gängigen Weltschmerz beim Kind von einer Depression unterscheiden?

In der Pubertät treten Stimmungsschwankungen und Ängste auf, auch Schlafstörungen sind normal. Wenn darüber hinaus die Leistungen in der Schule nachlassen, ist das ein Indikator dafür, dass die Lage vielleicht ernst ist. Besorgniserregend ist insbesondere, wenn ein Kind nicht mehr erreichbar ist und kaum noch reagiert. Und auch wenn das Kind unter dem Deckmantel der Jugendkultur eine Suizid-

romantik pflegt, sollten Eltern das Kind ansprechen und eventuell Rat bei einem Kinder- und Jugendpsychiater suchen.

Was sind die Top 3 der Depressionsauslöser?
Das kann man nicht so einfach sagen. Ausgelöst wird eine Depression zwar oft durch Verlusterlebnisse und andere Traumata, aber meistens entsteht die Krankheit aus einer Wechselwirkung von psychischen, körperlichen und äusseren Faktoren. Die Genetik spielt auch eine Rolle. Man geht davon aus, dass Menschen mit gehäuftem Auftreten von Depressionen in der Familie ein um 15 bis 18 Prozent erhöhtes Risiko haben, selber an einer Depression zu erkranken. Bei eineiigen Zwillingen ist das Risiko sogar um 50 Prozent erhöht.

Was kann man tun, um nicht depressiv zu werden?

Tatsächlich gibt es Menschen, die ein wunderbares Leben führen – und ohne äusseren Auslöser plötzlich depressiv werden. Laien sehen in der Depression gerne Selbstverschulden. Das ist ein Stigma, unter dem die Erkrankten zu Unrecht leiden. Eine Depression ist eine Krankheit, die einen auch treffen kann wie Krebs, nämlich unvorhergesehen. Was man zur Prävention sagen kann: Die Bemühung, ein gesundes Leben zu führen, schadet nicht. Übermässigen Stress und Exzesse jeglicher Art vermeiden, sich regelmässig zu bewegen, Freundschaften zu bewegen, Freundschaften zu pflegen, ein Hobby pflegen.



Mediziner Hättenschwiler.

«Der manische Mensch wirkt dynamisch und mitreissend.»

Es gibt das Klischee vom traurigen Clown. Steckt in jedem Scherzkeks ein Depressiver?

Nicht zwingend, aber gemäss Studien führt eine leichte Depression zu einer realistischen Weltsicht. Wir Nichtdepressiven neigen zur Schönfärbung. Leicht Depressive beobachten schärfer. Daraus kann eine Art Sarkasmus oder ein Galgenhumor entstehen, der vielen besonders witzig und entlarvend erscheint, weil die Aussagen zutreffen und etwas über unsere Gesellschaft verraten. Tatsächlich kommen bipolare Erkrankungen und vermutlich auch Angststörungen bei

kreativen und herausragenden Persönlichkeiten gehäuft vor. Churchill, Marilyn Monroe, Robin Williams, Wagner und so weiter: Fast immer handelte es sich um Depressive vom Typ der bipolaren Störung II.

Was heisst das?

Bei einer bipolaren Störung folgen manische, depressive und gesunde Phasen aufeinander. Beim Typ II verlaufen manische Phasen weniger intensiv als beim Typ I, wo die Leute sich mitunter so auffällig verhalten, dass sie zu ihrem Schutz in die Klinik müssen. Mit Bipolar I bestellen sich die Leute aus einer Laune heraus fünfzig Zuger Kirschtorten oder verspekulieren sich an der Börse. Mit Bipolar II kann man oft auch unbehandelt durchs Leben gehen. Man wird vielleicht nicht für «ganz normal» gehalten, mit etwas Glück aber für besonders.

So eine Bipolar-II-Störung macht einen also irgendwie grossartig?

Eine reine Depression lähmt nur, die macht sicher nicht grossartig oder kreativ. Folgt darauf aber eine leichte manische Episode, können Erfahrungen und Erkenntnisse aus der depressiven Phase kreativ verarbeitet werden. Hinzu kommt, dass der manische Mensch dynamisch und mitreissend wirkt. Gilt es also, ein Gesetz durchzubringen oder das Geld für ein Filmprojekt an den Start zu holen, kann ein leicht manisches Auftreten hilfreich sein. Solche Leute begeben sich mitunter auch nicht gern in Behandlung, denn wer einmal eine manische Phase erlebt hat, der ist mit dem normalen Leben oft nicht mehr zufrieden.

Düstere Filmemacher wie Lars von Trier oder David Lynch möchten ihre Psyche nicht untersuchen lassen, weil sie fürchten, die Behandlung könne sie un kreativ machen. Eine berechtigte Sorge?

Man verliert sehr viel Zeit durch eine Depression und kreist dabei fast nur um sich. Wer weiss, vielleicht würden solche Künstler ohne ihre Depressionen sogar noch interessantere Filme machen? Viele glauben übrigens, Psychopharmaka veränderten die Menschen. Das stimmt aber nicht. Depressionen mit ihren komplexen Auswirkungen auf Körper und Seele verändern Menschen. Die Medikamente führen sie zur gesunden Version ihrer Selbst zurück.

Es gibt mehr depressive Frauen, aber mehr Männer nehmen sich das Leben. Wie kommt das?



«Man kreist fast nur um sich.»

Das muss man insofern relativieren, als es mehr Frauen sind, die Suizid versuchen. Es gelingt ihnen nur seltener als Männern. Und Depressionen bleiben bei Männern oft unerkannt, denn sie sind oft weniger von Traurigkeit als von Gereiztheit und Aggressivität geprägt. Häufig kommt Alkohol dazu, um das Ganze abzufedern, und Männer suchen seltener und später Hilfe auf. Am Ende wird der Alkoholismus und nicht die Depression behandelt. Auch das verfälscht die Statistiken. Was dabei wohl schon eine Rolle spielt, ist die Sozialisierung. Vom Ideal des gutgelaunten Leistungsträgers abzuweichen und mit Kränkungen fertig zu werden, insbesondere wenn sie das Ansehen betreffen, fällt Männern schwerer.

Verändern Depressionen das Gehirn?

Ja, sie lassen vor allem den Hippocampus schrumpfen. Diese Hirnregion ist insbesondere für das Gedächtnis zuständig. Teilweise wirken schwer Depressive – auch einige Zeit nach der Heilung noch – vergesslich, und fühlen sich in ihrem Denken beeinträchtigt, wobei manche befürchten, dement zu werden. Diese Veränderungen sind aber meist umkehrbar. Die Nervenzellen wachsen wieder und bilden neue

Synapsen. Dabei helfen auch Lernspiele und Apps, die das Hirn trainieren.

Depressive haben zwei grosse Ängste: dass sie durch die Krankheit die Arbeit verlieren – und den Partner. Berechtigte Sorgen?

Die Trennungsrage ist generell hoch. Natürlich werden auch Depressive verlassen. Die Akzeptanz ist bei den Partnern aber in der Regel höher, wenn der Partner informiert ist und wenn sich der Depressive in Behandlung begibt. Eine unbehandelte Depression dauert länger und plagt das Umfeld stärker. Die Gefahr, den Job zu verlieren, ist je nach Branche und auch individuell unterschiedlich. Erfolgreichen Junganwälten beispielsweise rate ich eher, vorsichtig zu sein. Leider ist die Krankheit nach wie vor stigmatisiert, und wer sie hatte, wird oft für weniger leistungsfähig gehalten und folglich eher nicht befördert.

Liegen Arbeitgeber, die so denken, ganz falsch?

Ein Teil der Depressiven findet tatsächlich nicht zur vollen Leistungsfähigkeit zurück. Workaholics, die über mehrere Jahre in eine Erschöpfungsdepression hineingeglitten sind, lassen sich besonders schwer therapieren. Da ist die Psyche dem Körper nicht unähnlich: Frühes Erkennen lohnt. Was ins

Chronische kippt, ist verdammt zäh zu behandeln. Und Depressionen haben grosse Auswirkungen auf die Wirtschaft. In einer Studie konnten wir nachweisen, dass Depressionen in der Schweiz zu einem wirtschaftlichen Schaden von über 10 Milliarden Franken pro Jahr führen. 46 Prozent der Kosten entfallen auf die Behandlung, 54 Prozent sind indirekte Kosten durch Arbeitsausfälle. Die Früherkennung ist also nicht nur für den Einzelnen, sondern für die gesamte Gesellschaft wichtig.

Ist Depression ein Wohlstandsphänomen?

Das ist ein Mythos. Zum einen ist die Depressionshäufigkeit sowohl im Ländervergleich als auch historisch betrachtet ziemlich stabil. Und wenn sich kleine Schwankungen im Hinblick auf den Wohlstand ergeben, dann umgekehrt: Die Schweiz ist ein Musterbeispiel für Wohlstand, und die Suizidrate hat hier abgenommen. Simbabwe als armes Gegenbeispiel hat eine höhere Suizidrate.

Vor der Depression steht oft die Angst. Wie kann man sich vor ihr schützen?

Wir sollten uns überhaupt nicht vor ihr schützen. Angst ist eine lebensnotwendige Emotion, eine Art Lebensversicherung. Sie hilft uns, Gefahren zu erkennen. Und viele bringen erst in der Angst den Mut zur Veränderung auf.

Ist Angst in einer Zeit ohne Bedrohung durch Mammuts wirklich noch nötig?

Absolut. Wenn das Konto gegen null geht, lohnt sich ja auch ein bisschen Angst. Die Bedrohungen sind heute einfach abstrakter geworden. Evolutiv hat der Ängstliche immer einen Vorteil gehabt: Er überlebt, weil er Sorge trägt, dass die Dinge gut ausgehen. Der Hang zur Ängstlichkeit hat sich von Überlebendem zu Überlebendem weitervererbt – und ist darum im Menschen tief verankert.

Mit lauter Defensivspielern gewinnt man aber keinen Fussballmatch.

Das mag sein, aber nur die wenigsten von uns haben einen Fussballmatch zu gewinnen. Die Ängstlichen sind das Rückgrat der Gesellschaft. Sie bilden den starken Mittelstand, der die Wirtschaft trägt. Von den Menschen, die weniger Angst haben, die risikofreudiger und impulsiver sind, braucht es nur wenige.

Ab wann macht die Angst krank?

Wenn sie übermässig stark oder irrational ist, also in keinem gesunden Verhältnis zu einer realen Bedrohung steht, und wenn es zu Vermeidungsverhalten kommt. Nehmen wir die Angst vor Terrorismus: Die Wahrscheinlichkeit, das nächste Terroropfer zu werden, beträgt 1 zu 27 Millionen. So gesehen, wäre es völlig unvernünftig, einen Grossanlass aus Angst vor Terrorismus zu meiden. Sie sterben sehr viel eher beim Sex.

Linke Frauen, aufgepasst

Von Christoph Mörgeli

Strategie ist ein grosses Wort. Es tönt furchtbar bedeutend und gewichtig. Darum hat die SP jetzt ein «Strategiepapier» zum Islam veröffentlicht. Leider benutzt die ziemlich benebelte Sozialdemokratische Partei ihre neue Islamstrategie wie ein Besoffener die Laternenmasten: zur Unterstützung statt zur Beleuchtung. Denn die SP ist als selbsternannte Migrantenpartei zutiefst verunsichert wegen dem nicht enden wollenden Zustrom von Muslimen. Ein Papier dient ihr jetzt als Stütze und Stab beim Marsch durch gefährliche Klippen. Wenn das nur gut geht.

Dem Machtstrategen und Schachspieler Christian Levrat geht es selbstverständlich nicht um den Islam. Sondern um die Stimmen der Muslime. Genau wie seiner Genossin Regierungsrätin Jacqueline Fehr, die neben der öffentlich-rechtlichen Anerkennung als Religionsgemeinschaft auch deren Masseneinbürgerung vorantreibt. Eine parteiinterne «Migranten-Gruppe» soll die wachsende Zahl an Stimmbürgern mit muslimischem Migrationshintergrund zu den Wahlurnen treiben.

Jetzt fordert die SP das Recht auf staatliche Anerkennung der Muslime sowie islamische Lehrstühle an den Universitäten. Präsident Levrat wörtlich: «Wir brauchen einen Schweizer Islam.» Was der SP recht ist, ist den Grünen billig. Sie geben sich noch radikaler und wollen die landesweite Anerkennung des Islam und anderer Religionsgemeinschaften erzwingen. Es gebe keinen «Schweizer Islam», korrigiert die grüne Nationalrätin Irène Kälin: «Es gibt nur Muslime mit Schweizer Pass.» Viele von ihnen leben den Glauben traditionell. Inklusive Scharia-Recht.

Und das ist heute Schweizer Wirklichkeit: Verweigerung des Handschlags gegenüber Frauen. Totale weibliche Unterwerfung. Verschleierung und Kopfbedeckung für Frauen. Zwangsverheiratung. Kinderehe, vor allem für Mädchen. Doch für die Linke ist die Diskriminierung des Islam gegenüber den Schweizer Landeskirchen schlimmer als die Diskriminierung der Frauen im Islam. Feminismus und Frauenförderung entpuppen sich als billige Larve. Die linken Emanzinnen schweigen eisern. Denn SP und Grüne finden die SVP gefährlicher als den Islamismus. Wer als Frau die Linken wählt, wählt die öffentlich-rechtliche Anerkennung des Islam. Wer als Frau die Linken wählt, ist selber schuld. SP und Grüne, aufgepasst! Es gibt keine gute Strategie für eine schlechte Idee.

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

Jenseits, der Jordan

Von Peter Bodenmann — Im nahen EU-Feindesland, in Deutschland, sind die realen Zinsen tiefer als in der Schweiz.



Deshalb wird der überbewertete Franken wieder teurer. Und zerstört zum zweiten Mal Arbeitsplätze.

Die Teuerung in Deutschland beträgt in der Zwischenzeit 2,2 Prozent. Wer vor einem Jahr 100 000 Euro unter seiner deutschen Matratze versteckte, hatte Ende Mai 2018 real 2200 Euro weniger Kaufkraft. In der Schweiz bleibt die statistisch ausgewiesene Teuerung tief. Weil der Teuerungsindex die Jahr für Jahr weiter explodierenden Krankenkassenkosten nicht korrekt erfasst. Wer in der Schweiz 100 000 Franken unter dem Kopfkissen versteckte, verlor deshalb nur 800 Franken.

Eigentlich müssten die Hypothekenzinsen in Deutschland nominal 1,4 Prozent höher sein als in der Schweiz. Sind sie aber nicht. Zehnjährige Hypotheken sind in Deutschland in etwa gleich teuer wie in der Schweiz. Das heisst: Die realen Zinsen sind in der Schweiz viel zu hoch. Und nur auf die kommt es volkswirtschaftlich an.

Das gleiche Bild bei den Staatsanleihen. Ueli Maurer bekommt das Geld um 0,49 Prozent günstiger als sein Kollege Olaf Scholz. Nominal. Real bezahlt der deutsche Staat fast 1 Prozent weniger Zinsen als die Schweizerische Eidgenossenschaft.

Unnötig höhere reale Zinsen in Basel als in Lörrach sind ein Standortnachteil. Die Gründe: Die Nationalbank macht zu wenig, um den Franken zu schwächen. Und die Zinsmargen sind in der Schweiz zu hoch. Wegen der Boni-Banker und ihren Palästen.

Das deutsche *Handelsblatt* in seiner Montagsausgabe: «Die aggressive Handelspolitik von US-Präsident Trump und die Italien-Krise schwächen den Euro. Für exportorientierte deutsche Unternehmen ist das ein Segen.»

Thomas Jordan hat mit der unnötigen Aufhebung des Mindestkurses 150 000 Arbeitsplätze zerstört oder neue nicht entstehen lassen. Er lernt aus seinen Fehlern wenig bis nichts. Sonst hätte er die erneute, unnötige Aufwertung des Frankens zumindest diesmal verhindert. Die Nationalbank sitzt auf einem Volksvermögen von 800 Milliarden. Ein wesentliches Anliegen der Vollgeld-Initianten ist faktisch erfüllt. Vorausgesetzt, Jordan verjubelt dieses Geld nicht auf Kosten des Werk- und Denkplatzes Schweiz. Vor fünf Jahren bekam, wer mit einem Lohn von 80 000 Franken in die wohlverdiente Rente ging, durchschnittlich noch 64 000 Franken von der AHV und der Pensionskasse. Jetzt sind es noch 56 800 Franken.

Es braucht endlich einen Staatsfonds, dessen Erträge allen zugutekommen. Vorab den Menschen mit kleinen und mittleren Einkommen und Renten. Sonst leiden die neuen Rentnerinnen und Rentner unter weiter sinkenden Einkommen. Und können sich den beliebten und verdienten Vorruhestand bald nicht mehr leisten.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Wo bleiben die Toten?

Von Kurt W. Zimmermann — Seit 17 Jahren ist keine einzige Tageszeitung mehr eingegangen. Für Politiker ist das sehr ärgerlich.

Das grösste Massensterben unserer Zeitungsgeschichte spielte sich im Thurgau ab. Es war Anfang 2001.

Auf einen Schlag verschwanden damals fünf Tageszeitungen. Für historisch interessierte Leser listen wir kurz auf, wer die fünf Todesfälle waren. Es waren der *Thurgauer Volksfreund*, das *Thurgauer Tagblatt*, die *Thurgauer Volkszeitung*, die *Bischofszeller Zeitung* und die *Bischofszeller Nachrichten*. Alle fünf wurden zugleich von der *Thurgauer Zeitung* geschluckt.

Seitdem ist in der Schweiz keine klassische Tageszeitung mehr verschwunden. Es gab zwar etliche Besitzerwechsel, es gab redaktionelle Kooperationen, aber seit 2001 ist kein einziger Titel mehr eingegangen.

Diese gute Nachricht ist für unsere dauerbesorgten Politiker eine schlechte Nachricht. Sie möchten, flankiert von Medienministerin Doris Leuthard, liebend gern eine breite, staatliche Medienförderung einführen. Darum flunkern sie vom sogenannten «Zeitungsterben». Nur gibt es in der Schweiz kein Zeitungsterben. Null Todesfälle in siebzehn Jahren sind eine sehr bescheidene Mortalitätsrate.

Nun, ein Argument für unsere Politiker haben wir doch. 2018 wird nach langem wieder einmal eine Tageszeitung eingehen. Es wird aber keinen grossen Aufschrei geben, denn es ist ein Boulevardtitel.

Es verschwindet *Le Matin* in der Westschweiz. Das Verlagshaus Tamedia wird dem-

Von den dauerbesorgten Politikern besonders beobachtet ist die Situation in Bern.

nächst bekanntgeben, dass sein Blatt nicht mehr gedruckt, sondern nur noch online erscheint. Das ist naheliegend, weil schon heute die Hälfte aller Leser das Blatt nur digital nutzt. Die gedruckte Auflage, einst bei fast 70 000, hat sich halbiert. Man schreibt seit Jahren rote Zahlen.

Und wen erwischt es sonst noch?

Die einzige Pressegattung, die zuletzt eine Liste an Leichen aufweisen konnte, waren die Gratiszeitungen. *Metropol*, *Heute*, *.ch* und *News* hiessen die Blätter, die kamen und wieder gingen. Ein Todeskandidat wäre demnach der *Blick am Abend*.

Tatsächlich schreibt auch der *Blick am Abend* seit Jahren rote Zahlen. Er kommt zwar auf über eine halbe Million Leser. Aber die Werbekunden ignorieren diesen Erfolg, weil sie



Bald nur noch digital: Boulevardzeitung *Le Matin*.

Heimkehrer von der Arbeit für keine kaufstuge Zielgruppe halten. Bei Ringier haben sie denn überlegt, das Blatt einzustellen. Nun will man vorerst bis ins Jahr 2020 weitermachen.

Von den dauerbesorgten Politikern besonders beobachtet ist die Situation in Bern. Eine Fusion von *Berner Zeitung* und *Bund* wird kräftig herbeigeredet. Auch hier kann man Entwarnung geben.

Die beiden Blätter sind im überregionalen Teil praktisch identisch. Zu Politik und Wirtschaft erscheinen beidenorts dieselben Texte aus derselben Zentralredaktion. Unterschiede gibt es nur im Lokalteil, für den bei der *Berner Zeitung* rund sechzig und beim *Bund* rund zwanzig Redaktoren arbeiten. Zur Trauerfeier für Alexander Tschäppät oder zum Jubiläum der Berner Kunsthalle erscheinen dann zwei unterschiedliche Artikel in den zwei sonst deckungsgleichen Titeln.

Tamedia könnte ihre beiden Berner Blätter jederzeit zusammenlegen und daraus eine jährliche Personaleinsparung von rund vier Millionen Franken freisetzen. Gleichzeitig aber würde Tamedia mit der unpopulären Massnahme um die zehntausend Abonnenten verlieren. Das entspricht einem jährlichen Minus von rund fünf Millionen. Eine Fusion rechnet sich derzeit nicht.

Ich habe letzte Woche geschrieben, dass 2018 zwei Tageszeitungen verschwinden werden. Es ist nur eine. Die Situation ist noch besser, als alle denken. Nur die Politiker jubeln nicht.

Die EU lacht

Von Henryk M. Broder — Von der Wirklichkeit eingeholt.

Als Hamed Abdel-Samad und ich vor einigen Jahren auf unserer «Europa-Safari» Brüssel und die Europäischen Institutionen besuchten, trafen wir unter anderem auch den damaligen Präsi-



denten des Europäischen Parlaments: Martin Schulz aus Würselen bei Aachen. Schulz, Prototyp des jovialen Rheinländers, tat so, als würden wir uns schon lange kennen, er machte sich über seinen eigenen Laden lustig. «Ich erkläre euch mal, wie die EU funktioniert. Wenn die EU ein Staat wäre, und wenn dieser Staat die Aufnahme in die EU beantragen würde, müsste er zurückgewiesen werden – wegen mangelnder demokratischer Legitimation.» Hamed und ich waren sehr angetan. Ein Spitzenbeamter der EU stellte die demokratische Legitimation der EU in Frage. Und nicht nur das: Schulz wollte damals auch, dass «Zuständigkeiten», die im Zuge der europäischen Integration an die EU übertragen worden waren, an die EU-Mitgliedstaaten zurückgegeben werden. Die EU sollte sich nur um die wirklich «grossen Sachen» kümmern, alles Übrige wäre Angelegenheit der Länder.

Kurz darauf beschloss Martin Schulz, sich für das Amt des Präsidenten der EU-Kommission zu bewerben, gegen Jean-Claude Juncker, seinen besten Freund. Er scheiterte, und als das EU-Parlament ihm eine weitere Amtsperiode verweigerte, wechselte er nach Berlin, um sich als Kanzlerkandidat der SPD zur Verfügung zu stellen. Und beinahe hätte er es geschafft! Bei den parteiinternen Wahlen, ohne einen Gegenkandidaten, stimmten 100 Prozent der Delegierten für ihn. Schulz war überwältigt. Dann wurde er aber doch von der Wirklichkeit eingeholt. Bei den Bundestagswahlen im Herbst 2017 kam die SPD auf mickrige 20,5 Prozent.

Das Problem Schulz hatte sich damit erledigt, aber das Problem EU ist geblieben. Derzeit wird mit sieben Kandidaten über einen Beitritt zur EU verhandelt, darunter auch mit der Türkei, die in den Jahren von 2014 bis 2020 rund 4,5 Milliarden Euro «Heranführungshilfe» von der EU erhält, ein Witz, über den nur Erdogan lachen kann. Im Gegenzug hat der junge österreichische Kanzler vorgeschlagen, die Zahl der Kommissare von 28 auf 18 zu reduzieren. Es soll also erweitert und zugleich zurückgebaut werden. Was kommt als nächstes auf uns zu? Eine neue Parole der Weight Watchers: «Mehr essen, schneller Abnehmen!»

Am Salatbuffet mit dem Papst

Er war Autolackierer und IV-Bezüger und wurde durch Immobiliengeschäfte zu einem der reichsten Schweizer. Hermann Alexander Beyeler erzählt von seinem märchenhaften Aufstieg, seinen Kontakten zum Vatikan und weshalb er mit seiner Heimat Luzern gebrochen hat. *Von Rico Bandle und Christian Aeberhard (Bild)*

Ein schwarzer Mercedes-Maybach fährt beim Luzerner Fünfsternhotel «Schweizerhof» vor. Der adrett gekleidete Chauffeur läuft um den Wagen, öffnet hinten rechts die Tür. Ein Mann mit schwarzem Bart und Glatze steigt aus: Hermann Alexander Beyeler. Das Hotelpersonal grüsst ihn mit Namen, er grüsst zurück. Der «Schweizerhof» sei seine Kantine, sagt er: Hier frühstücke er meistens, hierher lade er seine Gäste ein. Auch den Journalisten aus Zürich.

Vor dreissig Jahren sah sein Leben noch völlig anders aus. Aufgewachsen ist Beyeler in einfachen Verhältnissen im Luzerner Vorort Littau. Als Kind musste er bei der Tankstelle des Vaters mithelfen; mit zwölf Jahren bediente er tagelang die Zapfsäule, damit die Familie über die Runden kam. Der Junge lernte Autolackierer, hatte mit neunzehn eine eigene Spenglerei, doch die giftigen Gase des Autolacks liessen ihn zu einem Fall für die Invalidenversicherung werden. Heute ist er hundertfacher Millionär, grosszügiger Mäzen und eine schillernde Figur – die allerdings in den Medien gerne verspottet wird, weil er sich als Nachkomme von Zar Alexander III. sieht, weil er an der Frankfurter Buchmesse den grössten Stand mietete, um sein eigenes Buch zu bewerben, weil er oft abenteuerliche, an Verschwörungstheorien gemahnende Geschichten erzählt.

Vergoldete Türgriffe

Auch wenn er mit hohen Beträgen kulturelle und soziale Projekte unterstützt, die Politiker halten Distanz zu ihm. Man erachtet ihn als Reputationsrisiko: ein Mann, der anders ist, der von ganz unten kommt, der eine Lebensgeschichte aufweist, die in einem Film als unglaubwürdig abgetan würde – so einer ist der etablierten Gesellschaft nicht geheuer.

Hier liegt die tiefe Kränkung des Hermann Alexander Beyeler, der schon als Kind wusste, dass er einmal Millionär werden würde: So erfolgreich er auch ist, die Anerkennung blieb ihm stets verwehrt. Die Kunst- und Literaturszene will ihn weder als Autor noch als Sammler ernst nehmen. Die Behörden schicken ihm nicht einmal ein Dankeschreiben, wenn er die 175-Jahr-Feierlichkeiten des Luzerner Theaters mit 250 000 Franken sponsert oder wenn er mit riesigem Aufwand einen Anlass für junge Künstler aus der Region organisiert.

«Ich bin ein einsamer Wolf», sagt er. «Ein gutmütiger, einsamer Wolf.» Vor allem ist er

einer, der ständig neue Ideen hat – sei es ein Weinglas mit Ausbuchtung für die Nase, das er erfunden hat, sei es ein System zum Lottospielen oder ein Buchverlag, wo Autoren eine Heimat finden, die vom Literaturbetrieb verschmäht werden. Wie er selbst.

Sein Weinglas gibt es auf Nachfrage selbstverständlich auch im «Schweizerhof». Hermann Alexander Beyeler bestellt dazu einen Weisswein aus der Region, einen wunderbar leichten Sauvignon blanc, «Abt Hironymus», vom Weingut Klosterhof im Luzerner Seetal. Eine wahre Entdeckung. Auch bei seinen Bauprojekten berücksichtige er immer Handwerker vor Ort, sagt er. «Und ich arbeite nur mit Schweizer Banken.» Am Handgelenk trägt er eine goldene IWC, Modell «da Vinci», um den Hals eine goldene Kette mit einem russisch-orthodoxen Kreuz und einer Marienfigur. An der linken Hand endet der Ringfinger in der Mitte in einem Stummel. «Ein Unfall als Kind beim Pneuwechsel in der Garage des Vaters.»

Sämtliche körperliche Beschwerden – und es sind nicht wenige – träten bei ihm ausschliesslich in der linken Körperhälfte auf, sagt er. Eben musste auch sein linkes Auge operiert werden. Hat das etwas zu bedeuten? «Wer weiss?», antwortet er. Dabei steht ausser Zweifel: Der fromme Unternehmer glaubt nicht an Zufälle.

Wer Hermann Alexander Beyeler als reichen Spinner abtut, kennt ihn schlecht. Unbestritten verfügt er über einen ausgeprägten Hang zur Exzentrizität, was auch SRF vor einigen Jahren in einem Dokumentarfilm genüsslich auswalzte: Der Film zeigte ihn als Mann, der den pompösen Auftritt liebt, möglichst aufgeladen mit kirchlichen und weltlichen Symbolen. Seine gigantische Dachwohnung in Littau wirkte mit den vergoldeten Türgriffen, den alten Gemälden und den vielen Zaren-Adlern wie ein Disney-Märchenschloss. Für die Einweihung eines Bürogebäudes, dessen Bau 56 Millionen Franken verschlang, bot er seinen 370 ausgewählten Gästen ein mehrere hunderttau-

send Franken teures Luxusprogramm. Der Film hatte zur Folge, dass Beyeler seither in den Medien kaum mehr ohne die abschätzige Zuschreibung «der selbsternannte Zar» erwähnt wird.

Engagiert für Obdachlose

Über seine russischen Ahnen möchte Beyeler heute nicht mehr reden. «Ja, ich habe 12,5 Prozent Romanow-Blut. Dies errechnet sich ganz einfach: Zar Alexander III., mein Grossvater, meine Mutter, dann ich als Sohn.» Mehr gebe es dazu nicht zu sagen. Dabei ist seine Familiengeschichte hochspannend. Die Mutter stammt aus einer adligen polnischen Familie, die enge Beziehungen zum russischen Zarenhaus pflegte. Es ist also nicht ganz abwegig, dass Beyelers Grossvater einer Affäre mit Zar Alexander III. entsprungen ist. Auch sieht Beyeler dem Zaren erstaunlich ähnlich. Jedenfalls, im Zuge der Oktoberrevolu-

tion 1917 musste Beyelers Grossvater nach Paris flüchten, wo seine Mutter auf die Welt kam. Nach der Besetzung von Paris durch die Nazis wurde die Mutter in ein KZ deportiert, wurde dann als Arbeiterin in eine Munitionsfabrik in Bregenz versetzt, von wo aus ihr kurz vor Kriegsende die Flucht in die Schweiz gelang. Hier lernte sie Beyelers Vater kennen.

So schrill sein Leben sein mag, Hermann Alexander Beyeler hat sich eine bodenständige Seite bewahrt. Er wolle nicht, dass seine Familie in der Zeitung er-

wähnt werde, damit seine Enkel weiterhin normal aufwachsen und in die Schule gehen können. «So wie alle anderen Kinder.»

Seine Frau hatte er schon vor seinem Aufstieg zum Millionär kennengelernt – sie sind noch immer verheiratet. Ein enger Bekannter von ihm erzählt, dass Beyeler zur Weihnachtszeit einmal ins Entlebuch gefahren sei und dort notleidende Bauernfamilien grosszügig unterstützt habe. Auch Obdachlosen greift er immer mal wieder spontan unter die Arme. Gegen eine Million Franken pro Jahr spende er, heisst es aus seinem Umfeld. Beyeler selbst



Man kennt sich: Papst Franziskus.

So schrill sein Leben auch sein mag, Beyeler hat sich seine bodenständige Seite bewahrt.



«Ja, ich habe 12,5 Prozent Romanow-Blut»: Hermann Alexander Beyeler.

erzählt nur, dass er vor allem stolz darauf sei, wie vielen Menschen, darunter unzählige Familien, er Arbeit und ein gutes Einkommen ermögliche.

Reich geworden ist Hermann Alexander Beyeler durch die Immobilienkrise Anfang der 1990er Jahre. Die Banken schätzten den Wert der Häuser tiefer ein, viele Besitzer mussten ihre überschuldeten Immobilien den Banken abtreten. Beyeler erkannte die Chance, übernahm von den Banken Häuser zu einem tiefen

Beyeler hat dem Sozialamt alles zurückbezahlt, was seine Eltern zu Lebzeiten bezogen hatten.

Preis und verkaufte sie teurer weiter. Ohne eigenen Kapitaleinsatz konnte er ein beachtliches Vermögen anhäufen.

Schon in seiner ersten Firma, der Karosseriewerkstatt, griff er anfangs zu einem Trick: Weil er sich keine Maschinen leisten konnte, holte er auf dem Schrottplatz kaputte Apparate und lackierte sie, so dass sie funktionstüchtig aussahen. Die Kunden waren von der Ausstattung beeindruckt, der Laden begann zu laufen. Bald konnte er Mitarbeiter einstellen und eine zweite Filiale eröffnen, inklusive Autolackiererei. Der unermüdliche *Chrapfer* ruinierte dabei seine Gesundheit. Mit Hilfe der IV holte er die Handelsschule nach, absolvierte die Wirtschaftsinformatikschule und einen Lehrgang für angewandte Psychologie. Schliesslich fand er eine Anstellung in der Informatikabteilung des Kantons Luzern, bevor er dann ins Immobiliengeschäft rutschte.

Seine Eltern konnten den Aufstieg ihres Sohnes zum Millionär nicht mehr miterleben. Sie starben vorher, von der Sozialhilfe abhängig. Vor zehn Jahren – lange nach dem Tod der Eltern – hat Beyeler dem Sozialamt alles zurückbezahlt, was seine Eltern zu Lebzeiten bezogen hatten. «Ich will immer einen sauberen Tisch vor mir sehen und keine ungelösten Fälle hinter mir herziehen.»

Der grosse Coup gelang Beyeler 2001. Er übernahm in Pratteln das 63 000 Quadratmeter grosse, brachliegende Industriegelände der zum Georg-Fischer-Konzern gehörenden Buss-Gruppe. Beyeler bebaute das Areal und vervielfachte dessen Wert. Den Ceres-Tower, mit 82 Metern das höchste Gebäude im Kanton Baselland, verkaufte er 2015 an die Credit Suisse, die 135 Wohnungen auf dem Gelände an zwei Stiftungen.

Nicht alle Projekte, die er den Medien euphorisch vorstellt, kann er auch umsetzen. Vor einigen Jahren scheiterte ein riesiges Bauprojekt in Stans an Behördenauflagen. Zuletzt präsentierte er Pläne für ein neues Stadtquartier in Pratteln mit einem Bauvolumen von über 300 Millionen Franken. In einer ersten Phase will er 465 Wohnungen errichten, dazu

einen Bahnhofplatz mit Busbahnhof, Läden, Restaurants und einem Hochhaus mit Sky-Lounge – den «Martin-Wagner-Tower». Martin Wagner, der prominente Basler Anwalt, der kürzlich erschossen wurde, war ein enger Freund. «Ihm habe ich viel zu verdanken.» Wagners Sohn Julien hat das Drehbuch für die Verfilmung von Beyelers Kunst-Krimi «Bozzetto» geschrieben. Nächstes Jahr soll das Werk verfilmt werden.

Der Papst grüsst ihn mit Namen

Nach dem Drama um Martin Wagner hat Beyeler für dessen Kinder eine Audienz beim Papst organisiert. Franziskus habe grosse Anteilnahme an deren Schicksal gezeigt, sagt Beyeler. Der Immobilienunternehmer pflegt enge Beziehungen zum Vatikan. Er unterstützt seit vielen Jahren die Schweizergarde und ist mit dem Kommandanten Christoph Graf und mit Kurienkardinal Angelo Comastri befreundet. Bei seinen Rom-Besuchen logiert er jeweils im Domus Sanctae Marthae, wo auch der Papst wohnt. «Ich bin ihm in der Kantine schon mehrmals über den Weg gelaufen und habe mit ihm gesprochen. Er grüsst mich jeweils mit «Hermano Alexander.» Der Papst stehe am Salatbuffet oder vor der Mikrowelle an wie alle anderen auch. Beyeler schwärmt von Franziskus: «Er bringt die Kirche wieder zu ihrem Kernauftrag zurück. Es ist fantastisch, was er leistet.»

Dieses Jahr war der Kanton Luzern Gastkanton bei der Vereidigung der Schweizergarde, viele Politiker reisten hierzu in den Vatikan. Beyeler, der Luzerner Mäzen der Schweizergarde, war nicht offiziell eingeladen. Als die Luzerner Delegation auf die Papstaudienz wartete, wurde er vom Luzerner Organisator höflich gebeten, den Audienzsaal zu verlassen. Er stehe nicht auf der Delegationsliste der Luzerner Regierung.



Teuerster Stand der Buchmesse: Beyeler in Frankfurt, 2014.



Gebaut und verkauft: «Ceres-Tower» in Pratteln.

Eine weitere Demütigung für Beyeler. Mit Folgen für seinen Heimatkanton: «In Luzern Kulturprojekte unterstützen? Nein, das werde ich sicher nicht mehr. Damit habe ich endgültig abgeschlossen.»

Rubens soll weg

Auch sonst möchte Beyeler sein Leben verändern. Seine gesamte Kunstsammlung mit mehreren hundert Altmeistern will er veräussern. Sogar das Prunkstück der Sammlung, Rubens' «Die Statue der Ceres». Als er das Bild für einen einstelligen Millionenbetrag kaufte, galt es unter Experten als ein Bild aus dem Umfeld von Rubens. Mittlerweile wurde es als Original anerkannt. Eine Million Franken hat Beyeler für die Expertisen und Ausstellungen ausgegeben. 2007 hing es in der Eremitage in St. Petersburg neben dem «Ceres»-Zwillingsgemälde, das einst Katharina II. gekauft hatte – der Höhepunkt von Beyelers Sammlertätigkeit.

Jetzt also soll es weg. «Was will ich damit? Ich möchte meinen Nachkommen doch nicht Hunderte von Bildern überlassen, die ihnen nichts bedeuten.» Nicht nur seine Kunstsammlung will er loswerden, auch sein Smartphone. «Ich bin 65, ich will nun das Le-

ben in Ruhe geniessen.» Bis vor zehn Jahren hat er nie länger als drei oder vier Tage Ferien gemacht. Jetzt wolle er vermehrt in die Natur, er habe Freude am Fischen gefunden.

Er ist zwar immer noch Alleinaktionär, hat die operative Führung seiner Immobilienfirma aber bereits vor einigen Jahren abgegeben. Einen Hermann Alexander Beyeler, der einen Grossteil seiner Zeit beim Fischen im Tessin, im Misox und in Norwegen verbringt, kann man sich trotzdem nicht vorstellen. Ihn zeichnet gerade aus, dass er an seinen vielen Ideen selbst dann festhält, wenn alle rundherum den Kopf schütteln. Von manchen ist er geradezu besessen.

So auch von Michelangelos «Bozzetto». Gemeinsam mit Gerd J. Schneeweis hat er einen Krimi über das Bild geschrieben, im Stil von Dan Browns «Da Vinci Code». Es handle sich dabei im Kern um eine wahre Geschichte, wie Beyeler mit Überzeugung sagt. Die Kurzfassung lautet in etwa so: In

Ihn zeichnet aus, dass er selbst dann an seinen Ideen festhält, wenn alle den Kopf schütteln.

einem Schweizer Zollfreilager liegt ein Entwurf (Bozzetto) Michelangelos für sein «Jüngstes Gericht», das weltberühmte Wandfresko in der Sixtinischen Kapelle. Auf dem Bild liege ein Fluch, seine Geschichte sei von unzähligen Toten umgeben. Dabei ist ein obskurer rechtsextremer Geheimbund mit unendlichen Geldmitteln involviert. «Auch diesen Geheimbund gibt es wirklich», sagt Beyeler. Obschon die meisten Experten die Existenz des «Bozzetto» bestreiten, beteuert Beyeler seit Jahren, dass er nahe dran sei, das Bild zu erwerben. Er wolle es dem Vatikan schenken, nur so könne der Fluch gebrochen werden.

Man hat das Gefühl: Je mehr die Leute diese Geschichte als Hirngespinnst abtun, desto grösser wird seine Motivation, das Gegenteil zu beweisen. «Wenn ich etwas mache, dann richtig», sagt er. Nach der pompösen Präsentation des ersten «Bozzetto»-Bandes an der Frankfurter Buchmesse 2014 – sie allein kostete ihn über 200 000 Euro – kommt demnächst der zweite heraus: «G. A. R. S. – Geheimakte Rommelschatz» (Brinkhaus-Verlag). Geplant ist eine Trilogie. Nächstes Jahr soll mit den Dreharbeiten für den Spielfilm begonnen werden. «Netflix hat auch schon wegen der Rechte angefragt», sagt er und zeigt zum Beweis auf ein E-Mail auf seinem Smartphone.

Es gebe da noch etwas, sagt er. «Ich möchte noch nichts verraten, aber es ist eine grossartige Entdeckung.» Was denn? «Es hat mit Kunst zu tun. Aber warten Sie noch einige Monate.» Mit einem Lächeln ergänzt er: «Es wird eine Weltsensation.» ○



© UBS 2018. Alle Rechte vorbehalten.

Damit Familienwerte über Generationen erhalten bleiben

Erfahren Sie, wie die **Weitergabe von Vermögen** gelingt

Gemeinsam können wir eine Antwort finden.
Führend für Family Banking

ubs.com/familybanking





«Anti-Menschenrechts-Initiative»: Grüner Glättli.



«Selbsterstörung»: SP-Fraktionschef Nordmann.



Ehre des Landes: FDP-Sprecher Fluri.

Märchenstunde im Bundeshaus

Verdanken wir das Frauenstimmrecht der Europäischen Menschenrechtskonvention? Gelten Staatsverträge für immer? Warum spricht kaum jemand über den Pferdefuss der Selbstbestimmungsinitiative? Blick auf eine wunderliche Debatte. *Von Katharina Fontana*

Nein, der Nationalrat will nichts von der Selbstbestimmungsinitiative der SVP wissen. Das Begehren verlangt – wie dies verschiedene europäische Rechtsordnungen in ähnlicher Weise tun – den Vorrang der Verfassung vor widersprechendem Völkerrecht. Die vorbereitende Nationalratskommission machte mit dem Volksbegehren in einer Stunde und vierzig Minuten kurzen Prozess, und auch die bisherige Debatte im Plenum, die nächste Woche weitergeführt werden soll, dürfte nicht als staatspolitische Sternstunde in die Annalen des Parlaments eingehen. Wer sich die Diskussion in der Grossen Kammer anhörte, erhielt mitunter den Eindruck, die Initiative fordere nicht den Vorrang für die Bundesverfassung, sondern etwas Unanständiges, ja Teuflisches. Ein unvollständiger Überblick.

Die SVP und ihr Richter

Es gehe um nichts weniger als um die «Selbsterstörung» der Schweiz, ereiferte sich SP-Fraktionschef Roger Nordmann, die Initiative mache «alles kaputt, was die Schweiz stark gemacht hat». Das ist eine erstaunliche Sicht

der Dinge. Die Initiative – man kann es nicht genug betonen – verlangt nichts Neues, sondern etwas Altes: Sie will zurück zum Zustand, wie er vor 2012 galt. Bis dahin folgte man in der Schweiz dem Grundsatz, dass die Verfassung im Konfliktfall dem nicht zwingenden Völkerrecht vorgeht. Der Bundesrat sagte das, das Par-

Grossbritannien steht seit Jahren mit dem EGMR auf Kriegsfuss und setzt einzelne Urteile nicht um.

lament sagte das, und lange Zeit sagte das auch das Bundesgericht. 2012 aber kam es zum Donnerglockenknall: Eine Abteilung des Bundesgerichts stellte die Normenhierarchie auf den Kopf und befand mit drei zu zwei Stimmen, dass die Europäische Menschenrechtskonvention (EMRK) beziehungsweise die Urteile des Menschenrechtsgerichtshofs (EGMR) in Strassburg der Bundesverfassung und damit auch Volksentscheiden vorgehen. Einer der drei Richter, die für das umwälzende Urteil verantwortlich sind, gehört notabene der SVP an. Letztlich ist es eine

Ironie der Geschichte: Hätte die SVP seinerzeit ein glücklicheres Händchen bei der Auswahl ihres Bundesrichters gehabt, wäre dieses Urteil nicht zustande gekommen, und die Schweiz würde nicht schon seit mehreren Jahren über die Selbstbestimmungsinitiative diskutieren.

Wie war das mit dem Frauenstimmrecht?

«Dank und mit dem Druck der EMRK wurde zum Beispiel das Frauenstimmrecht eingeführt», rief die SP-Vertreterin Nadine Masshardt in den Saal, und sie war nicht die Einzige, die mit diesem Argument an die Gefühle der Frauen appellierte. Dürfen die Schweizerinnen heute also einzig wegen Strassburg wählen und abstimmen? Nein, das ist doch eine etwas zu simple Darstellung. Als Bundesrat und Parlament Ende der 1960er, Anfang der 1970er Jahre den Beitritt zur EMRK aufgleisten, war das fehlende Frauenstimmrecht zwar tatsächlich ein Thema, der Widerspruch zur Konvention unübersehbar. Der Bundesrat beabsichtigte deshalb, die EMRK mit einem entsprechenden Vorbehalt zu ratifizieren. Der Vorbehalt wurde indes nicht nötig, weil sich die Schweizer Män-

ner 1971 für das Frauenstimmrecht aussprachen. Dass sie dies wegen der Menschenrechtskonvention taten, wie Masshardt zu meinen scheint, ist eine steile These. Den wenigsten Stimmberechtigten wird die EMRK damals schon ein Begriff gewesen sein, schliesslich wurde sie erst Ende 1972 von der Schweiz unterzeichnet und im November 1974 verbindlich. Dass die Schweizer bereit waren, die Frauen endlich mitbestimmen zu lassen, dürfte mehr mit dem gesellschaftlichen Aufbruch in den 1960er Jahren zu tun gehabt haben als mit der «Drohkulis» EMRK.

Auch 1990, als das Bundesgericht den störrischen Kanton Appenzell Innerrhoden zur Einführung des kantonalen Frauenstimmrechts verknurrte, spielte die EMRK keine Rolle. Die Richter beriefen sich in ihrem Urteil einzig und allein auf die in der Bundesverfassung verankerte Gleichberechtigung von Mann und Frau.

Es handelt sich um das Totschlagargument der Gegner: Das Volksbegehren sei eine «Anti-Menschenrechts-Initiative», beschwor der Grüne Balthasar Glättli seine Ratskollegen, die Schweiz setze ihre Mitgliedschaft bei der EMRK aufs Spiel. Wirklich? Müsste die Schweiz die Konvention kündigen, wenn der Gerichtshof sie wegen eines Volksbegehrens rügen würde? Tatsache ist, dass der EGMR bis heute noch nie ein Urteil zu einer der als problematisch angesehenen Initiativen (etwa zum Minarettverbot oder zur Verwahrung) gefällt hat. Und sollte er es dereinst tun, wäre das allein noch kein Grund, aus der Konvention auszutreten. Andere Staaten leben im Dauerkonflikt mit Strassburg. Italien etwa nimmt die regelmässigen Verurteilungen wegen seines ungenügenden Gerichtssystems gelassen hin. Grossbritannien steht seit Jahren mit dem EGMR auf Kriegsfuss und setzt einzelne Urteile nicht um. Warum sollte die Schweiz das in Ausnahmefällen nicht auch können?

Wer sich die Urteile ansieht, die seit 1974 gegen die Schweiz ergangen sind, kommt zudem zum Schluss: Einige der Entscheide haben durchaus wünschenswerte Verbesserungen angestossen. Dass Erben von Schwarzgeld in der Schweiz keine Steuerbussen mehr leisten müssen oder dass die Ehegatten beim Familiennamen einander gleichgestellt sind, geht auf Rügen des EGMR zurück. Um wirkliche menschenrechtliche Existenzfragen handelte es sich aber kaum jemals – das ist sehr erfreulich, aber auch nicht wirklich überraschend. Wenn man also einmal im Sinne der Initiativgegner annehmen würde, dass die Schweiz aus der EMRK austräte, könnte man durchaus den Umkehrschluss ziehen: Das Land würde auch ohne EMRK nicht zur menschenrechtlichen Wüste. Die Bundesverfassung garantiert notabene dieselben Rechte wie die Konvention (und noch weitere), und wer sich verletzt fühlt, kann bis vor Bundesgericht gelangen. Bei kantonalen Angelegenheiten kann das Bundesgericht direkt eingreifen, bei verfassungswidrigen Bundesgesetzen zumindest einen Appellentscheid erlassen, das Parlament öffentlich in den Senkel stellen und zum Handeln aufrufen.

Würde die Schweiz liederlich?

«Wer will schon mit einem unzuverlässigen Partner Verträge eingehen?», fragte der freisinnige Kommissionssprecher Kurt Fluri. Das Argument der Vertragstreue ist clever, zielt es doch auf die Ehre des Landes: Wenn die Schweiz etwas nicht will, dann liederlich sein. Doch denkt man Fluris Gedanken zu Ende, müsste die direkte Demokratie konsequenterweise einpacken. Wenn das Volk nicht mehr frei sein soll, neue Wege einzuschlagen und sich in Widerspruch zu bestehenden Staatsverträgen zu setzen, werden die Volksrechte zur Farce. Gleichzeitig ist klar, dass ein Vertragsbruch für die Schweiz unangenehme Folgen haben kann. Sie müsste diplomatische Verstimmungen in Kauf nehmen, Schaden-





ersatzzahlungen, Retorsionsmassnahmen, langwierige Neuverhandlungen oder, wenn alle Stricke reissen, die Kündigung des Vertrags.

Sicher, für Bundesrat, Parlament und Wirtschaft kann es mühsam sein, wenn das Volk dazwischenfunkelt, die Harmonie stört und die Pläne von Politikern und Managern über den Haufen wirft. Doch das ist nun mal der Kern der Demokratie: Das Volk ist der Chef, es gibt keine endgültigen Lösungen. So unerhört ist das übrigens nicht: Wer würde noch eine Wohnung mieten, eine Arbeit antreten oder die Eheschliessung wagen, wenn sich daran nie und nimmermehr etwas ändern liesse? Eben.

Der Pferdefuss

Die Aufregung um das SVP-Begehren ist auch aus einem anderen Grund unangebracht. Denn die Selbstbestimmungsinitiative hat einen grossen Haken: Sie verspricht mehr, als sie hält. Sie postuliert zwar den Vorrang der Verfassung, entkräftet die Vorrangklausel aber selber, indem sie ausdrücklich vorsieht, dass Gerichte an Staatsverträge, die dem Referendum unterstanden haben (wie Schengen/Dublin oder die Bilateralen), gebunden bleiben. Diese Vorschrift macht institutionell gesehen zwar Sinn, da sie die Verfassungsgerichtsbarkeit gegenüber referendumpflichtigen Staatsverträgen weiterhin ausschliesst, sie schmälert die Wirkung der Initiative aber doch ganz erheblich. Man könnte über diesen Punkt lange juristische Abhandlungen schreiben; wir beschränken uns hier auf ein konkretes Beispiel: Das Abkommen über die Personenfreizügigkeit würde für die Gerichte nach Annahme der Selbstbestimmungsinitiative weiterhin gelten, was etwa hiesse, dass kriminelle Ausländer aus der EU auch künftig vor einer Ausschaffung weitgehend geschützt wären. Wer – wie zahlreiche SVP-Vertreter – in der Initiative also die Patentlösung für «Schweizer Recht statt fremde Richter» sieht, irrt. ○

Achtung: Illegale ausländische Geldspiel-Haie attackieren unsere gemeinnützige Schweiz!

-  **Ausländische Geldspiel-Haie** aus so dubiosen Offshore-Standorten wie Malta und Gibraltar bieten in der Schweiz **illegale Online-Geldspiele** an. Damit missachten sie Schweizer Gesetze.
-  Die Geldspiel-Haie **zügeln bereits jetzt jährlich 250 Millionen Franken aus der Schweiz ab**. Das ist illegal.
-  Auf diese 250 Millionen Franken zahlen die Geldspiel-Haie keine Mehrwertsteuer und keine Abgaben an die AHV, Sport und Kultur. **Dieses Geld fehlt uns in der Schweiz!**
-  Das neue **Geldspielgesetz schützt unser Land** vor den ausländischen Geldspiel-Haien. Es sorgt dafür, dass weiterhin **jedes Jahr rund eine Milliarde Franken an die AHV, an Sportvereine sowie an unsere Volkskultur fliesst**.

Deshalb:  zum gemeinnützigen Geldspielgesetz

www.geldspielgesetz-ja.ch  

Unerträgliche Wahrheit

Neue Vorwürfe belasten Adam Quadroni, den Whistleblower in der Bauaffäre im Kanton Graubünden. Zu Spekulationen Anlass geben Verbindungen der Online-Zeitschrift *Republik* zur SP.

Von Philipp Gut

Die Recherchen der *Weltwoche* zum zweifelhaften Geschäftsgebaren von Adam Quadroni geben in Graubünden zu reden. Wir zeigten, dass die tränen-selige Geschichte über den Whistleblower, die insbesondere das Online-Magazin *Republik* in Umlauf brachte, in wesentlichen Stücken konstruiert war («Die Legende vom heiligen Adam», Nr. 22/18). Weder der Polizeieinsatz gegen Quadroni in einer Familienangelegenheit noch die finanziellen Probleme, mit denen der Informant der Wettbewerbskommission privat wie geschäftlich konfrontiert war, hatten ihre Ursache in einer Rache des Kartells, wie das die *Republik*, gestützt auf Aussagen von Quadroni, suggeriert hatte. Der fallierte Unternehmer hatte seit Jahr und Tag grosse Schwierigkeiten mit der Zahlungsmoral. Er hatte Löhne, Sozialausgaben, Steuern, aber auch zahllose Leistungen von Kunden und Lieferanten nicht bezahlt. Über einen Zeitraum von zehn Jahren und mehr stapelten sich Hunderte von Betreibungen. Viele Handwerker im Unterengadin fühlten sich von Quadroni über den Tisch gezogen.

In einem Kommentar in der *Südoschweiz* («Quadroni: Der Lack blättert») nahm Andrea Masüger die Enthüllungen der *Weltwoche* am Montag zum Anlass für einen Kommentar. Masüger ist CEO und Vorsitzender der Unternehmensleitung der Somedia AG, welche die *Südoschweiz* herausgibt. Offen bleibe, «ob man der guten These willen Informationen negierte, welche dieser zuwiderliefen, oder ob man einfach nur schlecht beziehungsweise unvollständig recherchierte», schrieb Masüger an die Adresse der *Republik*. Vor den Wahlen in Graubünden vom kommenden Wochenende sei eine «Verschwörungskulisse aufgebaut» worden, «die den Eindruck entstehen lassen musste, dass fast jeder Kandidat in dieser Sache Dreck am Stecken hat». Die Geschichte vom angeblich übertriebenen Polizeieinsatz gegen Quadroni sei verwendet worden, um Polizeikommandant und SVP-Regierungsratskandidat Walter Schlegel als Erfüllungsgehilfen der Baulobby

darzustellen – «ein absurder Gedanke», so Masüger, der nicht unbedingt als Freund der Volkspartei gilt.

Verbindungen zur SP

Neue Details über die Machenschaften seines Bruders präsentiert Cla Quadroni. Nachdem er in der *Weltwoche* berichtet hatte, dass Adam

die Geschwister um das Erbe geprellt habe, legte Cla Quadroni in einem Post zu unseren Recherchen auf der Homepage der *Südoschweiz* nach. An alt Bundesrichter Giusep Nay, den Berater seines Bruders, gerichtet, schrieb er, die ganze Wahrheit in diesem Fall sei «schon fast unerträglich». Adam habe Ende der 1990er Jahre die Pensionskasse des Vaters geplündert und später die Mutter in die Insolvenz getrieben, «da er ihre Rente für Persönliches gebraucht und ihr Erbe veruntreut hat».

Inzwischen kursiert in Graubünden gerüchteweise die Vermutung, dass die *Republik* mit ihrer gross aufgemachten Geschichte auch politische Absichten verfolgt haben könnte. Just gleichzeitig mit dem Versand der Wahlunterlagen lag der *Bündner Woche* ein Separatdruck der *Republik* mit der Story über Quadroni bei – gratis und franko. Schlegel und

andere SVP-Vertreter äusserten den Verdacht, die SP könnte womöglich an der Verteilaktion beteiligt gewesen sein, um die bürgerlichen Konkurrenten ihres Regierungsratskandidaten Peter Peyer zu destabilisieren. Tatsache ist: Es bestehen enge persönliche Verflechtungen zwischen der SP und der *Republik*. Dienstchefin Andrea Arezina war bis zu ihrem Einstieg bei der *Republik* Vizepräsidentin der SP Kanton Zürich und zuvor Kampagnenchefin bei der SP Schweiz. Sie führte die erfolgreiche Kampagne gegen die Unternehmenssteuerreform III. Für die *Republik* organisierte sie ähnlich erfolgreich das Fundraising. Direkte Verbindungen aus der Redaktion gibt es zur SP Graubünden: Die an der Quadroni-Story beteiligte Journalistin Anja Conzett sass im Parteivorstand, zusammen mit SP-Regierungsratskandidat Peter Peyer und SP-Grossrat Andri Perl, bis im letzten Herbst Lebenspartner von Conzett.

«Verschwörungstheorie»

In den sozialen Medien wird die These einer Beteiligung der SP kontrovers diskutiert. Beweisen lässt sie sich nicht. SP-Exponenten weisen ein Zusammenspannen mit der *Republik* entristet von sich. Der ehemalige SP-Präsident, Grossrat und Nationalratskandidat Jon Pult spricht auf Anfrage der *Weltwoche* von einem «absurden Vorwurf» und einer «Verschwörungstheorie». Die Idee, sie würde eine politische Agenda verfolgen, sei «lächerlich und vollkommen haltlos», sagt Journalistin Conzett. Geschäftsführerin Susanne Sugimoto teilt mit, dass die *Republik* die Kosten der Verteilaktion vollumfänglich selber bezahlt habe. Es habe sich um eine «reine Marketingaktion» gehandelt.

Sicher ist, dass die Nervosität im Quadroni-Lager steigt. Der in die Defensive geratene ehemalige Bauunternehmer sagte am Montag ein Treffen mit der *Republik* kurzfristig ab. Offenbar auf Anraten von Giusep Nay. «Herr Quadroni will plötzlich nicht mehr. Ich bin grad sehr verdrossen darüber und etwas ratlos», schrieb Journalistin Conzett. Ihre Meinung zu Adam Quadroni sei «noch längst nicht gemacht». Für die zahlreichen Spender, die über eine Viertelmillion Franken an Quadroni überwiesen haben, kommt diese Einsicht freilich zu spät. ○



In der Defensive: ehemaliger Bauunternehmer Quadroni.



Somedia-CEO Masüger.

«Hat man einfach nur schlecht recherchiert?»

Zürich

Dani versus Filippo

Ein linker Politiker vermietet seine Wohnung am Zürcher Stadtrand für 5080 Franken, sein freisinniger Kollege an bester Lage zu sozial verträglichen Konditionen. Eigentlich logisch.

Vor zwei Wochen machte der *Blick* den Aufreger publik: Der Zürcher Finanzvorsteher und Liegenschaftenbesitzer Daniel Leupi (Grüne) verlangt für eine ziemlich biedere Fünfstimmerwohnung (157 Quadratmeter, konventionelle Heizung, keine Aussicht, Garage inkl.) am Stadtrand happige 5080 Franken pro Monat. Seither mottet die Geschichte in den Ratsälen und Redaktionen vor sich hin.

Der selbst für Zürcher Massstäbe horrende Mietzins ist peinlich für Leupis Partei, die sich den Kampf gegen Spekulanten gross auf die Fahnen schreibt. Doch die Linken mögen ihren grünen Genossen nicht kritisieren. Auch die Rechten eiern um die Story herum, sind sie doch für den freien Markt. Leupi selber rechtfertigte den Preis in einem dünnen Statement mit Renovationskosten, die aus dem Ruder gelaufen seien. Seither schweigt er eisern.

Nun ist Daniel Leupi nicht der einzige Vermieter im Zürcher Stadtrat. Sein freisinniger Kollege und Gegenspieler Filippo Leutenegger



Soziale Visionen: Leupi (l.), Leutenegger.

ger besitzt zwei Dutzend Mietwohnungen am noblen Zürichberg. Gemäss Recherchen der *Weltwoche* zahlen seine Mieter brutto rund 1900 bis 2100 Franken für eine renovierte Dreizimmerwohnung, 2700 bis 3100 Franken für eine Vierzimmerwohnung, die teuerste Fünfstimmerwohnung kostet rund 3500 Franken. Das sind zwar keine Schnäppchen, in Anbetracht der Toplage und des modernen Ausbaus

(inkl. Terrassen) aber relativ moderate Preise. Leutenegger könnte auch mehr verlangen, die Wohnungen sind sehr gefragt. Die meisten werden von Familien mit Kindern bewohnt. Ihnen stehen grosszügige Gemeinschaftsräume, ein Spielplatz im Innenhof, Pflanzplätze und sogar ein Hort zur Verfügung.

Verkehrte Welt?

Leutenegger predigt den Kapitalismus, Leupi den grünen Sozialismus – eine verkehrte Welt? Ganz und gar nicht. Eigentlich lebt Daniel Leupi genau das vor, was er vertritt. Leupi glaubt an staatliche Vorschriften und Verbote. Warum sollte er in seine Mietwohnung also eine teure Heizung nach Minergie-Standard einbauen, wenn es nicht vorgeschrieben ist? Warum sollte er, wenn er sich verspekuliert hat, die Kosten nicht auf die Allgemeinheit abwälzen, wo es doch erlaubt ist?

Auch Filippo Leutenegger lebt ganz und gar seinem freiheitlichen Credo nach. Er glaubt an Privatinitiative und Eigenverantwortung. Als in seiner Siedlung Hortplätze gefragt waren, baute er einen Hort, statt auf den Staat zu warten. Statt den Gewinn zu maximieren, setzte er auf langjährige Mieter, unter denen er sich als Mitbewohner selber wohl fühlte. Er nahm sich die Freiheit, seine eigenen sozialen Visionen im Bonzenquartier umzusetzen. Eigentlich alles ganz logisch. *Alex Baur*



HUBLOT



BIG BANG REFEREE
2018 FIFA WORLD CUP
RUSSIA™



HUBLOT

BOUTIQUES
GENÈVE • LUZERN • ZÜRICH • ZERMATT

hublot.com • f • t • i



Der Geheimdienst arbeitet in aller Regel gut.

Was geheim ist, bleibt geheim

Der Schweizer Geheimdienst machte phasenweise turbulente Zeiten durch. Ein neues Buch beschreibt das Minenfeld von Agenten, Auswertern und Staatsschützern.

Von Peter Forster

Der dreissigjährige Politologe Clement Guitton versucht als Erster, die Dunkelkammer des Schweizer Nachrichtendienstes umfassend auszuleuchten. Er legt eine unaufgeregte, umfassende Darstellung vor. Den Anspruch, zu zeigen, was der Dienst darf und kann, erfüllt er beim «darf». Am «kann» scheitert er grandios: Was geheim ist, bleibt geheim – auch für den Autor.

Irrungen und Wirrungen

Namentlich die kommentierenden Einschübe lassen den Schluss zu, dass Guitton Einblick in den Nachrichtendienst des Bundes (NDB) hatte. Heute arbeitet er als Analyst für politische Risiken bei Swiss Re. Guitton schildert die Irrungen und Wirrungen der dem Militärdepartement unterstellten Untergruppe Nachrichtendienst und Abwehr (UNA) bis 1999, des mit dem Dienst für Analyse und Prävention (DAP) rivalisierenden Strategischen Nachrichtendienstes (SND) von 1999 bis 2009 und die Fusion der beiden Rivalen zum heutigen NDB. Die Abwehr ging grundsätzlich polizeilich-beamtenhaft vor, der Nachrichtendienst militärisch-akademisch.

Den zweiten Teil des Buchtitels «Was er [der Dienst, d. Red.] kann und was er darf» hätte der Verlag kürzen müssen. Wer das Buch kauft, erwartet Antworten auch zur Frage, was der

Dienst kann: wie er vorgeht, wie er Nachrichten beschafft, wie er sie auswertet, wo er Erfolg hat und wo nicht. All dies kann Guitton nicht liefern, weil er nicht darf. Der Schweizer Geheimdienst arbeitet in aller Regel gut – aber eben geheim, im Stillen, in der Blackbox des «Pentagons» an der Papiermühlestrasse 20 in Bern.

Peinlicher Agent Schilling

In die Schlagzeilen gerät der Geheimdienst immer nur dann, wenn eine Panne passiert – oder wenn irgendwelche Medien vermuten, es

Der Fall des ungetreuen Dino Bellasi erschütterte damals den Geheimdienst in den Grundfesten.

sei eine solche vorgefallen. Dann überschlagen sich jeweils die Gerüchte, haltlosen Vorwürfe und Verschwörungstheorien. Der Nachrichtendienst kann dabei weder bestätigen noch dementieren. Was er gelten lässt, verunsichert befreundete Dienste; was er in Abrede stellt, dient den Gegnern.

Grundsätzlich meint es Clement Guitton gut mit den verschiedenen Diensten. Weil er aber nicht mit Erfolgsgeschichten aufwarten darf, bleiben vor allem die negativen Vorkommnisse

hängen. Gut gelungen sind Guitton die Schilderungen der Fälle, welche meist die Boulevardpresse ans Licht brachte. Da war 1979 der Skandal rund um den «kreativen» Obersten Albert Bachmann. Das Nachbarland Österreich erwischte den Agenten Schilling in flagranti, als er Manöver ausspionierte. Schilling verriet beim Verhör seinen Auftrag, seinen Spezialdienst und sogar Bachmanns Namen. Im Tatland erhielt er fünf Monate Haft bedingt, in der Schweiz Haft für Geheimnisverrat. Bachmann wurde entlassen. Wie Guitton aufzeigt, hatte Bachmann weder einen Befehl für Schillings Einsatz erteilt noch von dessen Operation gewusst. Dennoch wälzte die Untersuchung die ganze Schuld auf Bachmann ab, dem man die Fähigkeit absprach, den Spezialdienst führen zu können.

Nyffenegger und Bellasi

Anfang 1996 verhaftete die Bundesanwaltschaft den Generalstabsobersten Friedrich Nyffenegger. Seine Noch-Ehefrau hatte ihn wegen Veruntreuung angezeigt. Die Presse verglich den Fall sofort mit der Jeanmaire-Affäre von 1976. Die Deliktsumme betrage fast eine Million Franken. In Tat und Wahrheit hatte Nyffenegger zwei Rechnungen über 45 000 Franken gefälscht und bei sich zu Hause eine illegale Kopie des Generalstabsbehelfs nachlässig aufbewahrt. 1999 erhielt er zivil sechs Monate Ge-

fängnis bedingt, ein Jahr später militärisch vier Monate Gefängnis bedingt. Klartext lesen wir auch zur Bellasi-Affäre von 1999. Der Fall des ungetreuen Rechnungsführers erschütterte damals den Geheimdienst in den Grundfesten. Das Verteidigungsdepartement teilte mit, es sei ein Neun-Millionen-Betrug aufgedeckt worden: Dino Bellasi hatte fiktive UNA-Kurse «organisiert» und dafür von der Nationalbank Bargeld abgehoben. Überdies beschuldigte Bellasi den UNA-Chef Peter Regli, ihm befohlen zu haben, einen Schattendienst aufzubauen. Die Bundesanwältin Carla Del Ponte verhörte den unschuldigen Divisionär, den die politische Führung zu Unrecht fallenliess.

Bellasi gestand nach neun Tagen seine Lügen. Später wurde er zu sechs Jahren Zuchthaus verurteilt. Dennoch nahm die UNA Schaden. Immerhin hält der Chronist Guitton fest: Beim gigantischen Betrug ging es nicht einmal um UNA-Geld, sondern um ein Konto des Bundesamtes für Betriebe des Heeres. Auch von den 21 Medien-Primeurs entlarvt Guitton viele als falsch. Das *Magazin des Tages-Anzeigers* beschrieb sowohl das Menü (Bobotie), als auch, wie das Ehepaar Regli 1999 in Pretoria im Restaurant «Wurf» diniert habe. Doch Irene und Peter Regli konnten lückenlos beweisen, dass sie weder 1999 in Südafrika gewesen waren noch je das «Wurf» betreten hatten.

Der Datenklau von 2012

2012 entwendete ein Administrator in der NDB-Datenbank mehrere tausend Dateien. Obwohl die Verordnung dies verlangte, waren die Daten nicht chiffriert. Doch es handelte sich erneut um die Tat eines Einzelnen. 2013 wurden elf neue Stellen für Informatik und Sicherheit geschaffen. Elegant deckt Guitton manche Bizzarrien auf: So durfte der neue NDB ein Jahr lang nicht einmal Auskünfte über Telefonanschlüsse einholen, er konnte eine simple Telefonnummer keiner Person in der Schweiz zuordnen. Solche Peinlichkeiten verhalfen in der Folge dem neuen Gesetz zum Durchbruch.

Das Werk über den Schweizer Nachrichtendienst füllt eine Lücke. In Anbetracht der defensiven Information des NDB wäre es aber vermessen, zu glauben, dass all das, was Guitton nicht schreibt (oder nicht weiss), bald publik werde. Clement Guitton bestätigt alles in allem den Eindruck, der Schweizer Geheimdienst erfülle den Anspruch, «die gleichmässige Qualität seiner Produkte und die Zuverlässigkeit seines Nachrichtenflusses» zu gewährleisten. Diese Tatsache geht im Trubel von echten oder aufgebauchten Affären und Skandalen oft vergessen.

Oberst Peter Forster präsidierte von 2000 bis 2006 die Eidgenössische Staatsschutzkommission. Er ist Chefredaktor der Militärzeitschrift *Schweizer Soldat*.

Clement Guitton: Der Schweizer Nachrichtendienst seit der Fichenaftäre. Was er kann und was er darf. NZZ Libro. 336 S., Fr. 48.–

EU

Déjà-vu

Früher sprach man vom Europäischen Wirtschaftsraum, heute vom Rahmenabkommen. Beide Arrangements wären fatal für die Bewegungsfreiheit der Schweiz. *Von Silvio Borner*

Diesmal sei alles anders, hören wir von Bundesräten oder lesen wir in den Medien. Wir stehen angeblich kurz vor einer institutionellen Lösung der Beziehungen Schweiz-EU, der Bundespräsident gibt sich optimistisch, und der neue Aussenminister hat es eilig. Ein Blick zurück zeigt jedoch, dass sich eigentlich nichts Wesentliches geändert hat: Kürzlich habe ich meine eigene Beurteilung der Lage von 1991 aus der Festschrift zur 700-Jahr-Feier mit dem Titel «Helvetia Unterwegs» wieder genauer unter die Lupe genommen. Zum Verhältnis Schweiz-EU (damals noch EG) hatte ich seinerzeit drei Punkte festgehalten, die ich hier zitiere:

1. «Die EG hat stets klar und deutlich die Priorität ihrer internen Entwicklung und die Ablehnung der Mitbestimmung von Nicht-Mitgliedern betont. Die schweizerische Forderung nach Mitentscheidung in der EG via EWR war a priori illusionär.»
2. «Die Verwirklichung der vier Freiheiten erfordert eine institutionelle Verankerung in einer supranationalen Form. Binnenmarktähnliche Verhältnisse sind mit nationalen Ausnahmen unvereinbar – ausser in Form von Übergangsregelungen.»
3. «Der interne Anpassungsbedarf der Schweiz ist für eine EWR- oder Beitrittslösung [EU; die Red.] qualitativ derselbe. Mit dem Aquis communautaire und dessen Weiterentwicklung gehen so oder so Souveränitätsrechte verloren. Da gemäss Punkt 1 eine Mitbestimmung der Schweiz gar nicht denkbar ist und gemäss Punkt 2 Ausnahmen/Sonderregelungen längerfristig nicht vorstellbar sind, stellt sich der goldene Mittelweg plötzlich als Holzweg heraus. Autonomer Nachvollzug ohne wirkliche Autonomie und formale Souveränität ohne wirklichen Handlungsspielraum – wollen wir das?»

Das tönt frappierend aktuell – offensichtlich ist die Grundproblematik seit fast 30 Jahren trotz gewaltiger EU-interner Entwicklungen mit dem Euro im Zentrum dieselbe geblieben. Gut, wir haben 1992 den Beitritt zum EWR knapp abgelehnt und eine Reihe von bilateralen Verträgen abgeschlossen, deren Guillotine-Klausel die scheinbar gleichwertige Partnerschaft aber als üblen Scherz entlarvt. Die alten Spannungen bestehen weiter. Oben war in Punkt 3 aus der 1991er Perspektive von der Nähe zwischen EWR- und EU-Beitritt die Rede; heute entspricht das aus Schweizer Sicht



Bitte pragmatisch bleiben: Aussenminister Cassis.

etwa dem Verhältnis zwischen Rahmenabkommen und EU-Beitritt.

Augenwischerei

Jedenfalls sollte ein sogenannter Freundschaftsvertrag bilaterale Verträge nicht durch eine Guillotine-Klausel miteinander verquicken. Auch die vorgesehenen Streit-schlichtungs-Mechanismen mit dem Stichwort Schiedsgerichtsindireine Augenwischerei, weil die EU niemals ihr eigenes Recht durch unabhängige Dritte sprechen lassen wird. Deren Gerichtshof steht ja in der Pflicht, den immer engeren Zusammenschluss der EU zu fördern. Völlig abwegig ist es sodann, dass die Schweiz die flankierenden Massnahmen als unantastbar einstuft, denn das sind ganz klar nichttarifäre Handelshemmnisse auf den Arbeits- und Dienstleistungsmärkten, die uns selber langfristig mehr schaden, als die Freizügigkeit nützt. Die Schweizer Verhandlungsposition hat auch darunter gelitten, dass die Energiestrategie 2050 faktisch zu einer Importstrategie verkommen ist und damit der EU einen starken Hebel in die Hand gibt.

Welche Schlüsse ziehen wir aus der Ähnlichkeit der Lage damals und heute? Wir müssen versuchen, global und europäisch weiterhin pragmatisch weltweit offen zu bleiben und überall das Beste herauszuholen. Das hat mit Rosinenpicken nichts zu tun, weil der EU-Binnenmarkt und andere Freihandelszonen uns als Preis für die Teilnahme ja auch Nachteile auferlegen. Es ist im Zweifelsfall besser, weitere 27 Jahre weiterzuwursteln, als unter Zeit- und Politdruck ein verlogenes Rahmenabkommen abzuschliessen.

Sterben die Beizen?

Ein Stück Schweizer Kultur droht zu verschwinden.

Von *Andreas Honegger*

Nein, hier soll nicht vom Beizensterben die Rede sein. In unserer subjektiven Wahrnehmung verschwinden laufend Lokale, Eckpfeiler in unserer «Wirtschaftsgeografie», an denen wir uns bisher in Stadt und Land zu orientieren pflegten. Aber die Abgänge von Gastwirtschaften werden mehr als nur kompensiert durch die grosse Zahl von Neueröffnungen.

Gefühlsmässig nimmt man indessen wahr, dass sich viele Restaurants mit traditioneller Schweizer Küche aus unserer gastronomischen Landkarte abmelden. Meist ist das ein schleichender Prozess. Der Wirt trennt sich vielleicht von seiner langjährigen Ehefrau, und eine Thailänderin tritt an deren Stelle. Das wird dann vorerst als eine Bereicherung erlebt: Die Dorfbeiz bietet nun auch Tom-Kha-Gai-Suppe und diverse Currys an, das Cordon bleu, um dessentwillen die Kunden das Restaurant lieben, bleibt vorerst auch noch auf der Karte. Aber die einheimische Substanz beginnt zu erodieren und verschwindet schliesslich ganz.

Es muss aber nicht an einer asiatischen Geliebten des Kochs liegen. Wenn es harzt mit dem Umsatz, versucht man alles, um der Bude neues Leben einzuhauchen. Schliesslich weiss man ja, was Bumann den verzweifelten Wirten im Fernsehen rät, wenn er sie vor dem finanziellen Ruin bewahren möchte. Und genau die alten Dorfbeizen lassen sich oft verunsichern und gleiten in die Krise.

Der Mann bleibt zu Hause

Am Morgen nehmen hier die Handwerker ihren Znüni, am Mittag verpflegen sich die Geschäftsleute, am Nachmittag füllt sich der Stammtisch der Rentner, und gegen Abend kommt man nach getaner Arbeit zum wohlverdienten Bier oder zum Aperitif. Einige bleiben zum Nachtessen, andere kommen dazu. Dass derart ausgelastete Betriebe plötzlich für Krisen anfällig werden, liegt nicht unbedingt daran, dass es ihnen an Besuchern mangelt, sondern der Nachwuchs ist oft das Problem, sowohl auf der Seite des Wirts wie auch bei den Kunden.

Die Runde der älteren Herren, die früher den Stammtisch füllten, lichtet sich. Seit sie ihre Stumpen nicht mehr anzünden dürfen, ist es für sie aus mit der Gemütlichkeit, oder der Arzt hat so dieses und jenes verboten, wenn sie mit neunzig noch mit von der Partie sein wollen. Und die Ehefrauen kommen

auch vom Prinzip ab, dass der Mann sich besser aus dem Staub machen soll, wenn die Wohnung wieder auf Hochglanz poliert wird. Er soll sich nun ruhig auch einmal am Staubsauger versuchen. Die Dorfwirtschaft kämpft hier mit neuen Lebensgewohnheiten.

Dazu kommen die neuen Ernährungsgewohnheiten, die den Wirten Probleme machen. Ob es immer die – vermeintlichen – Wünsche der Kunden sind, die ein neues Angebot erzwingen, oder ob die Wirte selbst verunsichert sind und auf neue Trends aufzuspringen versuchen, bevor es zu spät ist, lässt

Man wähnt sich inmitten von Ethik- oder Ethnologiestudenten, die hier Feldforschung betreiben.

sich nicht eruieren. Auf jeden Fall wird es immer schwieriger, ein Haus mit traditionellem Angebot zu finden.

Machen wir die Geschichte an einem Beispiel fest: Vor einigen Jahren war das «Bistro» im Zürcher Seefeld ein wunderbares Beispiel für ein Angebot, das allen Kunden genau das bot, was sie suchten. Eine Trias von Wirt, Wirtin und Küchenchef trugen das Unternehmen. Es war jeden Mittag zum Bersten voll von Leuten, die ihr Büro in der Nähe hatten oder sich

mit Geschäftspartnern verabredeten. Die Küche bot ein breites Spektrum an auserlesenen Genüssen der französischen Küche und währschaften einheimischen Rezepten. Am Abend kamen oft die gleichen Gäste wie am Mittag, aber nun mit der Frau, um vor der Oper noch zu essen. Hier fühlte man sich willkommen und ein Stück weit zu Hause. Es gab Tagesmenüs, denen man blind vertrauen konnte, und daneben die Klassiker des Hauses.

Und dann starb der Wirt, die Stadt plante, das Haus umzubauen, sodass nur noch Zwischenlösungen in Frage kamen, und bald schon kam die definitive Kündigung der Stadt, und das Restaurant war verschwunden. Ein Verlust, dem die ehemaligen Stammkunden noch immer nachtrauern. Solche Geschichten gibt es viele, und insgesamt entsteht der Eindruck, dass die klassische Schweizer Küche am Verschwinden ist. Lang ist die Liste der verlorengegangenen Betriebe, und oft werden sie gar nicht durch neue Restaurants ersetzt, sondern es entstehen Läden, Wohnungen und Büros – wie eben auch in unserem Beispiel des «Bistro» im Seefeld.

Rotierende Pop-up-Betriebe

Häufig machen alteingesessene Betriebe auch Pop-up-Restaurants Platz, Betrieben mit Ablaufdatum. Statt Entrecôte, Schnitzel oder



So etwas wie Stammkunden wird es kaum mehr geben.



Die Runden der älteren Herren lichten sich.

Mistkratzerli gibt es dann eine bunte Mischung von asiatischen, veganen, afrikanischen oder skandinavischen Menüs, deren Rezepte wohl direkt den einschlägigen Fernseh-Kochsendungen entnommen sind. Und mit der Equipe wechseln auch die Kunden: Man wähnt sich inmitten von Ethik- oder Ethnologiestudenten, die hier Feldforschung betreiben, ohne dafür verreisen zu müssen.

Das Deftige, dem heutzutage das Stigma des Unerlaubten anhaftet, ist zur Rarität geworden.

Und viele Besucherinnen legen ihr Handy kaum je zur Seite. Wenn nicht alle Influencerinnen sind oder sein wollen, so sind sie doch sicher «influenced» und essen nur das, was ihre Idole als gesund und gut für den Erhalt einer Model-Silhouette durchgehen lassen.

Bei der Rotationsfrequenz in diesem Segment von Restaurants muss man wohl fast allen Betrieben einen gewissen Pop-up-Status zurechnen – sie sind eher Provisorien, und so etwas wie Stammkunden wird es kaum mehr geben. Man müsste einmal in einem solchen

Lokal nach Jassteppich und Karten fragen, um zu sehen, wie meilenweit es sich von der früheren Dorfbeiz entfernt hat.

Nostalgie nach verlockenden Düften

Leider verschwinden mit der Dorfwirtschaft, der Quartierbeiz, dem Spunten an der Ecke nicht nur die Bratwurst mit Rösti, der Fleischkäse mit Spiegelei, der Wurst-Käse-Salat oder das Kalbssteak mit Morcheln, sondern auch der Treffpunkt, die Kegelbahn oder das *Säli*, wo die Vereine tagen konnten und politische Diskussionen ausgefochten wurden, deren Gehässigkeit man dann am Stammtisch friedlich vereint mit einem Bier herunterspülen konnte.

Die Beizenkultur ist, wenn nicht am Aussterben, dann doch sehr bedroht. Ausgestattet mit einem konservativ-traditionellen Image, drohen die Beizen in Stadt und Land aufgegeben zu werden zwischen den nach Haute Cuisine, nach Sternen und Punkten strebenden hochpreisigen Edellokalen einerseits und den um jeden Preis der Originalität verpflichteten kulinarischen Missionaren andererseits, den Körner-und-Sprossen-Adepten, den Esoterikern, die noch immer hoffen, uns alle von

Tofu, Quinoa und Gemüse-Smoothies überzeugen zu können.

Da jede Strömung in gewisser Weise eine Gegenströmung provoziert, kursieren nun die Namen von urigen Beizen und traditionellen Küchen gewissermassen als Geheimtipps. Da tauscht man sich aus über die besten Restaurants für Tatar mit Pommes allumettes, gebackene Egli, Kalbshaxen, Filet-Gulasch, Siedfleisch, Voressen oder gar Hackbraten mit Kartoffelstock. Wo gibt's noch Kalbsleberli und Rösti, wo Speck und Bohnen, die bescheidene Version der Bernerplatte? Das Deftige, dem heutzutage das Stigma des Unerlaubten anhaftet, ist zur Rarität geworden und gerade darum wieder gesucht. Noch aber müssen sich die Junkies des deftigen Essens zum Glück nicht in die verstohlenen Hinterzimmer verziehen wie zu Zeiten der Prohibition in Amerika. Die Nostalgie nach verlockenden Düften und prächtigen Aromen wird hoffentlich noch einige Quartier- und Dorfbeizen am Leben erhalten. Immer unter der Voraussetzung natürlich, dass sich diese nicht selbst in abgehobene Experimentierphasen katapultieren und ihre Stammkunden der Ratlosigkeit überlassen. ○



Energie-Diversifizierung: Flüssiggaslieferung aus Amerika nach Japan.



Mehr Unabhängigkeit von Brüssel: Bau einer

Drei Meere und ein grosser Traum

Zwölf Länder Zentraleuropas planen eine neue Wachstumszone mit dem Namen «Intermarium». Von der Adria über das Schwarze Meer bis zur Ostsee versuchen sie, dem Druck aus Moskau und Brüssel zu trotzen. Wie in einem gigantischen Schachspiel bringen sich die Grossmächte in Stellung. *Von Boris Kálnoky*

Im Juli 2017 hielt US-Präsident Donald Trump in Warschau zwei Reden. Eine beherrschte tagelang die Schlagzeilen der Weltmedien. Darin war davon die Rede, dass Europas Zivilisation in Ostmitteleuropa – ganz besonders in Polen, aber auch allgemein in Mitteleuropa – noch lebe und nur von hier aus noch eine Chance habe, zu überdauern – gegen Expansionsgelüste aus Moskau. Und gegen kulturelle Zerfallerscheinungen in einem Westeuropa, das seine Wurzeln und Traditionen nicht mehr zu schätzen wisse.

Die zweite Rede blieb weitgehend unbemerkt. Trump hielt sie auf einer Konferenz der sogenannten Drei-Meere-Initiative. Das war der eigentliche Grund seines Besuchs, obwohl das in den Medien kaum jemand hervorhob.

Die Idee der drei Meere – oder «Intermarium» – ging 2016 von Polen und Kroatien aus: ein Rahmen für eine Kooperation jenseits der Brüsseler Strukturen zwischen den zwölf EU-Mitgliedern des früheren Ostblocks. «Drei Meere» klingt etwas poetischer – Ostsee, Schwarzes Meer und Mittelmeer. Österreich ist auch dabei, obwohl der Bodensee kein Meer ist und Österreich nie zum Ostblock gehörte. Aber Wien gehört irgendwie zum alten Mitteleuropa dazu.

«Die Drei-Meere-Initiative wird sicherstellen, dass Ihre Nationen souverän, sicher und frei von ausländischer Bevormundung bleiben werden», sagte Trump auf der Konferenz. Und

«wenn Ihre Nationen stärker werden, werden alle freien Nationen Europas stärker – und der Westen auch».

Die hochtrabenden Formulierungen seiner ersten Rede – Freiheit, westliche Zivilisation, Widerstand gegen Unterdrückung, traditionelles Europa – waren so etwas wie das Richtfest auf einer Baustelle, wenn das Dachgerüst steht, das Haus aber noch nicht fertig ist. Die Baustelle ist die Drei-Meere-Initiative und an deren Grund die Kooperation der ostmitteleuropäischen Staaten im Rahmen der Visegrád-Gruppe (Polen, Ungarn, Tschechien, Slowakei). Das Ziel ist die Schaffung eines vernetzten Wirtschaftsraums im Osten Europas – innerhalb der Europäischen Union, aber mit dem Ziel, mehr Unabhängigkeit von Brüssel und zugleich mehr Widerstandskraft gegen Russland zu erlangen.

Kein Wunder, dass das den Amerikanern gefällt. Und den Chinesen. Bei der Gründungskonferenz der Initiative im August 2016 im kroatischen Dubrovnik war Chinas Aussenamtsexperte Liu Haixing ein Gastredner, ebenso wie der amerikanische General a. D. und frühere Berater für Nationale Sicherheit, James L. Jones. Jones war von 2003 bis 2006 Nato-Oberbefehlshaber für Europa (Saceur).

Zumindest manche Teile der Initiative gefallen der Europäischen Union weit weniger –

weil man dort Sorgen hat, die Chinesen könnten Ostmitteleuropa als Einfallstor in die EU benutzen. Russland ist auch nicht begeistert. Denn eines der Hauptanliegen des Projekts ist die sichere Energieversorgung der Region, um nicht auf russisches Gas angewiesen zu sein.

Weg von russischem Gas

«Europas Infrastrukturen, Bahnstrecken, Strassen sind historisch als West-Ost-Achse ausgebaut worden», erklärt ein enger Berater von Ungarns Ministerpräsidenten Viktor Orbán das Drei-Meere-Projekt. «Das war gut für die Deutschen und für die Russen.» So gut wie gar nichts sei aber geschehen, um eine Nord-Süd-Infrastruktur in Ostmitteleuropa aufzubauen. Das mache die Länder der Region abhängiger von Russland und Deutschland, weil es den Handel untereinander von Nord nach Süd erschwere. Die Transportwege vom Baltikum in Richtung Griechenland, so der Berater, seien umständlich, veraltet, langsam, zumal sie oft noch aus der kommunistischen Zeit datierten – eine Entwicklungsbremse, wenn man die Region eigenständig voranbringen wolle.

Freiheit ist ein schönes Wort, aber ihre Bedingung ist wirtschaftliche Eigenständigkeit, und dafür braucht man Handel und Energie, ohne dafür von einer Grossmacht abhängig zu sein. Ganz Ostmitteleuropa war für die Ener-



Autobahnbrücke in Montenegro.



«Neue Seidenstrasse»: Handelsware aus China im Hafen von Piräus.

gieversorgung bis vor kurzem von russischem Erdgas abhängig – und ist es weitgehend bis heute. Es ist kein Zufall, dass ausgerechnet Polen und Kroatien die Initiatoren der Drei-Meere-Initiative sind. Kurz vor Trumps Besuch kaufte Polen erstmals amerikanisches Flüssiggas (LNG). Im November unterschrieb das Land einen Fünfjahresvertrag für LNG-Lieferungen aus den USA. In Kroatien soll ein schwimmendes Terminal für amerikanisches Flüssiggas entstehen, das sich allerdings chronisch verzögert. Die neueste Ausschreibung des Projekts endet am 8. Juni.

Auch Griechenland und Bulgarien wollen LNG-Terminals bauen. Diese Strategie der

Energie-Diversifizierung, weg von russischem Gas, ist ein Aspekt, der Brüssel gefällt: Die EU hat 100 Millionen Euro für den Bau des kroatischen LNG-Terminals auf der Insel Krk zugesagt, etwa ein Drittel der geplanten Kosten. Andere Grossprojekte sind die Modernisierung der Bahnverbindung zwischen Serbien und Budapest und der Bau einer Autobahn vom Baltikum in Richtung Süden bis Griechenland. «Via Carpathia» soll die Strasse heissen.

All das lässt sich wunderbar mit Chinas Traum einer «neuen Seidenstrasse» kombinieren. Chinesische Waren würden im Hafen von Piräus landen (den haben die Chinesen schon gekauft) und dann mit schnellen Zügen

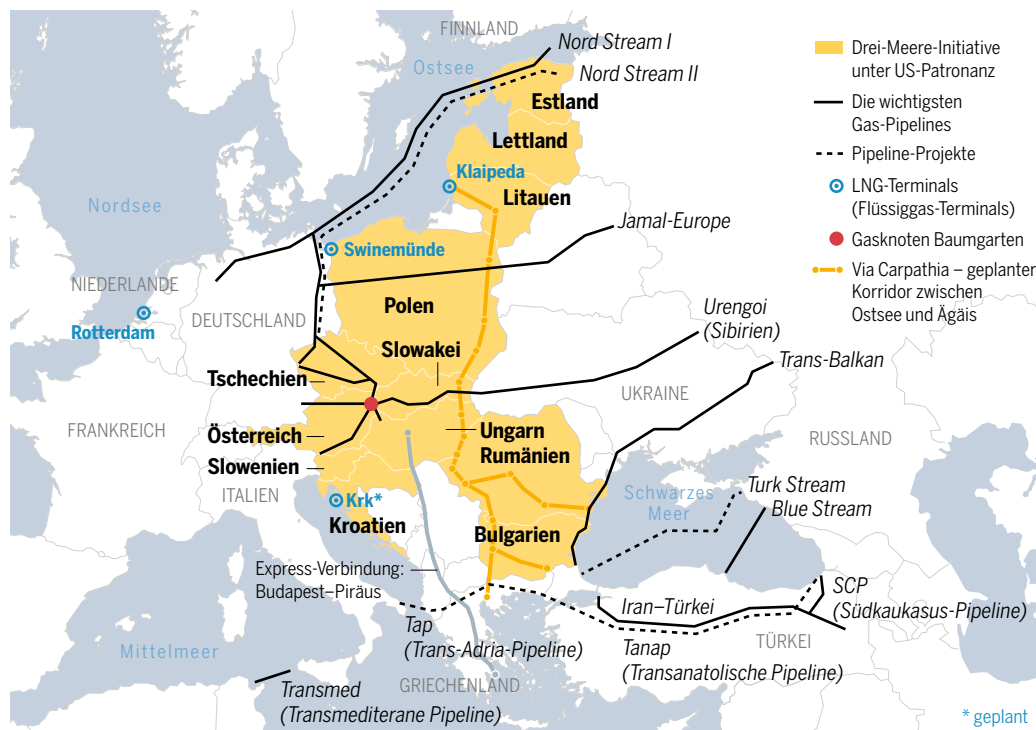
nach Budapest transportiert, um von hier aus in andere europäische Länder transportiert zu werden. China will daher einen erheblichen Teil der mit drei Milliarden Euro veranschlagten Kosten für die Modernisierung der ungarisch-serbischen Bahnstrecke finanzieren.

China plant Investitionen im Osten Europas in Höhe von insgesamt mehr als 12 Milliarden Euro. Peking investiert in kroatische Brücken, rumänische Container Terminals und in den Flughafen der albanischen Hauptstadt Tirana. Neben der Drei-Meere-Initiative der Ostmitteleuropäer gibt es seit einigen Jahren Chinas «16+1»-Kooperationsformat. Das sind die östlichen EU-Mitglieder plus die Länder des Westbalkans, die nicht der EU angehören. Und natürlich China.

Dieser Aspekt der ostmitteleuropäischen Strukturpolitik gefällt weder Russland noch der EU. China wird in der Region zu einem Rivalen für russische Einflusstategien, auch die Türkei will ihren Fuss in die Tür bekommen. Die EU wiederum sieht es als Risiko, wenn Länder, die der Union eines Tages beitreten sollen, sehr enge Beziehungen zu Moskau oder Peking (oder Ankara) entwickeln.

Da ist ein grosses Schachspiel im Gang, in dem die Grossmächte versuchen, sich im Osten Europas in Stellung zu bringen. Aus der Sicht der Mitteleuropäer aber sind sie es selbst, die die Grossmächte gegeneinander ausspielen und damit an Wohlstand und Unabhängigkeit gewinnen. Das geht aber nur, wenn man klug zusammenhält.

Im Mai fand in Budapest eine Konferenz zur Zukunft der Region statt, mit dem Titel «Die Zukunft des mitteleuropäischen Schulter-schlusses: Drei Meere, V4, polnisch-ungarische Achse». Ungarns Parlamentspräsident László Kövér umriss dabei das grosse Bild: Die



Stärkung der Nord-Süd-Achse.

Kopf und Motor

Polens Präsident Andrzej Duda gilt als standfest und prinzipientreu. Die Idee der Drei-Meere-Initiative stammt von ihm.



Engere Anbindung an die USA: Präsident Duda.

Polens Staatspräsident Andrzej Duda ist der bei weitem beliebteste Politiker des Landes. Als er 2011 zum ersten Mal ins Parlament gewählt wurde, nannte ihn eine Zeitung zwei Jahre später bereits den besten und aktivsten Abgeordneten überhaupt: engagiert, standfest, prinzipientreu, dennoch immer offen für die Argumente der Gegenseite und nie derb oder beleidigend wie zuweilen manche Politiker der Regierungspartei PiS, aus der er bei seiner Wahl 2015 austrat, weil er als Präsident «in keiner Weise parteilich sein» könne.

Duda ist immer ein eigenständiger, strategischer Denker geblieben. Er gab der Regierung zeitweise Kontra bei der Ernennung neuer Generäle und bei der Reform des Justizsystems. Zu seinen strategischen Gedanken für die Ausrichtung des Landes gehört eine eigensinnige Aussenpolitik: Verbleib in der EU, aber Emanzipierung von Brüssel und Stärkung Polens innerhalb der Union, auch gegenüber Deutschland. Und, in diesem Rahmen, eine Politik der Stärke gegenüber Russland.

Der Zauberschlüssel, der das möglich machen soll, ist eine erweiterte mitteleuropäische Kooperation, kombiniert mit einer engeren Anbindung an die USA – unabhängig von der EU. Duda dachte sich dafür ein Format aus, dessen Kern die Viseigrád-Gruppe bildet (Polen, Ungarn, Tschechien, die Slowakei), welche im Norden von den baltischen Ländern und im Süden vom Westbalkan, von Griechenland, Rumänien und Bulgarien flankiert wird.

Im Jahr 2016 hob Duda mit seiner kroatischen Amtskollegin Kolinda Grabar-Kitarovic die sogenannte Drei-Meere-Initiative aus der Taufe. Das Projekt soll die Infrastruktur Ostmitteleuropas von Norden

nach Süden vernetzen und die Wirtschaften der Region so besser verbinden – zuzätzlich zu der seit je bestehenden infrastrukturellen West-Ost-Achse, deren Nutzniesser vor allem Deutschland ist.

Duda verstand es, daraus ein Projekt zu machen, das Amerikaner ebenso wie Chinesen lebhaft interessiert. Er strebt eine Stärkung der Region gegenüber Russland an, aber auch gegenüber dem für US-Präsident Donald Trump oft irritierenden Westeuropa. Das gefällt der US-Administration. Trump reiste im Sommer 2017 eigens zum Drei-Meere-Gipfel nach Warschau. Im Rahmen der Initiative sollen die Amerikaner Flüssiggas liefern. Die Chinesen werden ihrerseits gelockt mit dem Hinweis, die neue Nord-Süd-Vernetzung passe gut zu ihrem Plan einer «neuen Seidenstrasse», um chinesische Waren nach Europa zu bringen.

«Historischer Augenblick»

Chinesen und Amerikaner sind im früheren Ostblock die grössten Rivalen russischer Expansionsbestrebungen. Die EU hingegen verhält sich aus polnischer Sicht zu passiv. Und so forciert Duda als Oberbefehlshaber der Streitkräfte eine engere militärische Anbindung an die USA. Im März unterschrieb er den grössten polnischen Rüstungskauf seit der Wende 1989: amerikanische Patriot-Raketenabwehrsysteme im Wert von 4,75 Milliarden Dollar. Es sei ein «aussergewöhnlicher, historischer Augenblick», sagte er bei der feierlichen Unterzeichnung der Verträge, die nur ein Auftakt für weitere Rüstungskäufe sein sollen.

Dudas Idee der Drei-Meere-Initiative ist im Grunde die modernisierte Version eines Gedankens von Marschall Jozef Pilsudski, der Polens Geschicke in der Zwischenkriegszeit lenkte. Unter dem Begriff «Intermarium» wollte er die Länder zwischen Deutschland und Russland, zwischen Ostsee und dem Schwarzen Meer verbinden, als Gegengewicht zu den Grossmachtgelüsten der Deutschen und der Russen. Es geht vordergründig um Autobahnen, Schienenverkehr und Pipelines. Aber da schwingt viel mehr mit – es geht darum, die ganze Region unabhängiger zu machen von den kontinentalen Grossmächten. Duda sieht die USA dabei als idealen Partner – und Donald Trumps scheint das ähnlich zu sehen. *Boris Kálnoky*

gemeinsame Identität, das Selbstgefühl der Menschen, sei das, was die Länder im Osten Europas zwischen Baltikum und Mittelmeer verbinde, sagte er. Diese Identität sei anders als die im Westen und so etwas wie die letzte Hoffnung für die europäische Kultur. «Dieses verbindende Etwas im Geist gilt es zu pflegen, zu stärken, zu verteidigen.» Ein wenig klang er wie Trump in Warschau.

Pointiert sprach er von einem «natürlichen Identitätsgefühl» des Menschen, dem Gefühl, zu einer Gruppe zu gehören, zu einer spezifischen Kultur. Und davon, dass die viel beschworenen «europäischen Grundwerte» in diesem Sinn gegen die Natur der Menschen gerichtet seien, weil sie jegliche nationale oder ethnische Identität ablehnten und nur das Individuum gelten liessen.

Höhere Geburtenrate angestrebt

Eine der wenig beachteten Strategien der Viseigrád-Kooperation besteht in mitteleuropäischer Identitätsbildung. «Einer für alle, alle für einen» heisst eine der Losungen dieser Politik, in Anlehnung an Alexandre Dumas' «Drei Musketiere». Im Rahmen dieser kulturellen Identitätspolitik werden zahlreiche Konzerte, Ausstellungen, Lesungen und sonstige Viseigrád-Happenings veranstaltet. So will man ein spezifisch mitteleuropäisches Selbstgefühl stärken, das sich vom liberalen Individualismus im Westen unterscheiden soll.

Selbst das Problem der Geburtenarmut in Europa wollen die Mitteleuropäer im Alleingang lösen. Ungarns Ministerpräsident Viktor Orbán will die Geburtenrate von derzeit 1,5 auf 2,1 im Jahr 2030 anheben, und auch das ist teilweise als kooperative Identitätspolitik gedacht. Auf der Budapester Konferenz betonte Familienstaatssekretärin Katalin Novák, man sei in intensivem Austausch besonders mit den Polen, die gute Erfahrungen aufzuweisen hätten.

Natürlich geht es auch um Subventionen und Geldleistungen für die Familien. Die Länder der Region, allen voran Ungarn, wollen dafür künftig verhältnismässig mehr Geld aufwenden als die Länder im westlichen Europa, bis zu 5 Prozent des Bruttoinlandsprodukts.

Vor allem aber sei die Entscheidung für Kinder eine «Werte-Entscheidung», sagte Novák. Die Stärkung positiver, familienfreundlicher Werte, weg vom «westlichen Individualismus», sei der Schlüssel für die Zukunft der Region.

Während sich die Spaltungen in der Europäischen Union vertiefen, wächst der östliche Teil Europas wirtschaftlich und geistig allmählich zusammen. Die gesamte Region versucht, sich in aller Freundschaft von Brüssel und Berlin zu emanzipieren. Das wird das Gewicht der Mitteleuropäer in der EU auf Dauer stärken, zumal auch die Wirtschaft bereits seit 2012 überdurchschnittlich dynamisch wächst. ○

Europäische Schicksalstage

Von Hansrudolf Kamer — Die Staaten der Europäischen Union driften politisch auseinander. Berlin und Paris versuchen, der Idee des immer engeren Zusammenschlusses neues Leben einzuhauchen.



Europa müsse sein Schicksal selbst in die Hand nehmen, intonierte die seit den Bundestagswahlen stark angeschlagene deutsche Bundeskanzlerin. Europa müsse neu gegründet werden, meint der französische Präsident, der sich durch eine hauseigene Streikwelle herausgefordert sieht.

Spanien wechselt die Regierung von rechts nach links, Italien ungefähr in umgekehrter Richtung. Bewegung ist selten schlecht dafür ist die Demokratie da. Für die Bewahrer des Status quo, für die Europäische Union und für Deutschland sind das indes kaum vorteilhafte Entwicklungen.

Merkels Äusserung stammt aus einer Bierzeltrede in München vor einem Jahr, als Amerikas Präsident Trump die Europäer zu mehr Leistung in der Nato aufrief. Neu ist ihre Aussage nicht, sie ist vielmehr ein Gemeinplatz. «Europa», gemeint sind die EU-Mitgliedstaaten, wurde schon im Kalten Krieg und danach regelmässig aufgefordert, sich am Riemen zu reissen. Nur scheiterte man immer wieder.

Der Grund dafür ist einfach – «l'Europe n'existe pas». Selbst die europhilen Zentralisten räumen ein, man müsse Europa erst schaffen. Man versuchte es mit Verfassungen, Flagge und Nationalhymne, mit wirtschaftlichem Zwang und finanzieller Verlockung, ganz allgemein mit Bewusstsein schaffender Öffentlichkeitsmassage. Doch das Bewusstsein wollte sich nicht einstellen.

Im Gegenteil. Die Euro-Krise spaltete. Nun könnte sie mit Italien zurückkehren. Seine öffentliche Verschuldung ist viel grösser als jene Griechenlands und zu einem guten Teil in europäischen Banken verankert. Dabei haben Italien und das europäische Establishment die Kurve gerade noch gekriegt. Wäre der Lega und den Cinque Stelle das Recht auf eigene Regierungsbildung verweigert worden, was Präsident Mattarella ansatzweise versuchte, wäre die Krise feuergefährlich geworden.

Die Reaktionen sind die alten, nämlich von oben herab. Man könnte ja ergründen, weshalb die Wähler so gewählt haben, wie sie gewählt haben, und dann die Gründe für das Malaise angehen. Stattdessen nimmt man an, die ungleichen Partner in Rom würden sich

bald zerstreiten, und dann werde alles wie vorher. Die Regierungsbildung dauerte zwar weniger lang als in Deutschland, Belgien oder den Niederlanden. Doch der Versuch, die neue Regierung einzudämmen und auf EU-Kurs zu trimmen, läuft bereits.

Zum Ausscheiden der Briten, den Divergenzen mit Polen, Ungarn und Tschechien, den voraussehbaren Spannungen mit Italien kommt noch Spanien. Der Wechsel von Mariano Rajoy zu Pedro Sánchez, genannt der Schöne, bringt weitere Unruhe. Rajoy hat Spanien recht erfolgreich aus der Finanzkrise geführt und war wirtschaftspolitisch ein Verbündeter Merkels.

Der Sozialist Sánchez ist der erste nichtgewählte spanische Regierungschef – er hatte 2015 und 2016 für den Partido Socialista Obrero Español (PSOE) die schlechtesten Resultate seiner Geschichte eingefahren. Doch wie in Deutschland, wo die Wahlverlierer regieren, sind schlechte Wahlresultate kein Hinderungsgrund für die «Übernahme von Verantwortung».

Sánchez gelang es, gegen Rajoy eine Zweckkoalition in Stellung zu bringen ein Frankenstein-Bündnis war die Bezeichnung, die die Linksaussen-Podemos, zwei katalanische Unabhängigkeitsparteien und baskische Nationalisten umfasste. Sie alle hatten in der Vergangenheit gegen Sánchez agiert, um die

Kontrolle im linken Lager gerungen und die Verfassungskrise über die Unabhängigkeit Kataloniens angezettelt.

Sogar das linksliberale Blatt *El País*, kein Freund Rajoys, meint besorgt, die neue Regierung habe keine Basis und es sei nun wichtig, die verfassungsmässige Ordnung zu verteidigen und wirtschaftliche Stabilität zu bewahren.

Spanien litt unter der Finanzkrise weit mehr als Italien, reformierte aber konsequent und hat deshalb eine viel bessere Erholung erlebt. Rajoys Sanierungspolitik lag auf der Linie der deutschen. Obwohl Sánchez versprochen hat, sich an das bisherige Budget zu halten, wird er vom Kurs seines konservativen Vorgängers abweichen müssen, wenn er sich an der Regierung halten will. Neuwahlen hat er ausgeschlossen. Wie das gelingen soll, weiss nur er.

Merkels späte Antwort

Der europäische Zuchtmeister Deutschland wird langsam einsam, die alten Differenzen mit dem Süden und die neueren mit dem Osten verschärfen sich. So bleibt nur noch Macron, der «Europa» zum Ruhme Frankreichs wieder auf die Beine helfen will. Er hat lange warten müssen, bis Merkel zu einer Antwort auf die grosse Europarede an der Sorbonne bereit war.

Angesichts der «grossen Herausforderungen dieser Zeit» (Macron) und der «immer komplizierteren Welt» (Merkel) müsse Europa handlungsfähig werden. Leerformeln helfen selten oder nie. Da müsste wesentlich mehr kommen. Die Herausforderungen sind nicht grösser als früher, und bevor jemand handlungsfähig sein kann, muss er fassbar Gestalt annehmen. Dafür fehlt der Europäischen Union nach wie vor die politische Grundlage.



Fähnlein der Aufrechten: Macron und Merkel.



Sehnsucht nach Anerkennung: Aussenministerin Albright (r.) und Nordkoreas Diktator Kim Jong Il in Pjöngjang, Oktober 2000.

Wie Kim tickt

Worauf muss sich Donald Trump gefasst machen, wenn er in Singapur mit Kim Jong Un zusammentrifft? Madeleine Albright weiss Antworten auf die Million-Dollar-Frage. Im Gespräch mit der *Weltwoche* erinnert sich Bill Clintons Aussenministerin an den Showdown mit dem Vater des heutigen Diktators. *Von Urs Gehrig*

Das Ereignis, das am Dienstag in Singapur stattfinden soll, ist beispiellos. Nie zuvor hat sich ein amtierender US-Präsident mit Nordkoreas Diktator getroffen. Beim letzten Gipfel im Oktober 2000 entsandte der damalige Präsident Bill Clinton seine Aussenministerin Madeleine Albright nach Pjöngjang. «Es war komplett anders als jedes andere Treffen, das ich je hatte», sagt Albright im Gespräch mit der *Weltwoche*. «Sie können sich nicht vorstellen, welche minutiöse Vorbereitung einem solchen Treffen vorausgeht.» 1998 hatte Nordkorea die Welt geschockt mit dem Test einer Langstreckenrakete, die über Japan hinausgefeuert wurde.

Kim Jong Il galt damals, genau wie heute sein Sohn, als grösstes Enigma unter den Weltherrschern. «Die Wahrheit ist, wir wussten nicht sehr viel über Kim Jong Il persönlich», so Albright.

Um mehr über Tyrannen und Diktatoren zu erfahren, setzen Regierungen auf sogenannte Profiler, die aus öffentlichen Informationen sowie aus Geheimdienstmaterial Psychogramme

erstellen. Psychiater Jerrold Post ist einer jener Profiler, die damals ein Dossier über den nordkoreanischen Diktator zusammenstellten. Kim Jong Il sei sein «rätselhaftester Fall» gewesen, sagte Post 2008 im Interview mit der *Weltwoche*.

Lufthoheit auf High Heels

Als Sohn des Staatsgründers und grossen Führers Kim Il Sung sei er im Volk als eine Art Sohn Gottes verehrt worden – ein Erbe, das ihn fast erdrückt habe: «Er kompensiert die Erblast und seine Hässlichkeit mit überbordendem Konsum – und der Atombombe [...] und flüchtet oft in eine Traumwelt.» Kim hatte eine Sammlung von bis zu 20 000 Filmen. Zu seinen Lieblingsstreifen gehörten «The Godfather» und «Gunfight at the O.K. Corral».

Zu ihrem Erstaunen fand Albright einen ganz anderen Kim vor als den «Wahnsinnigen», den sie aus den Akten kannte. Er sei sehr gut vorbereitet, technisch versiert und ziemlich charmant gewesen. «Kim versuchte mich nicht zu behel-

ren wie dies Milosevic oder die Türken getan haben.» Er habe aufmerksam zugehört und sie aufgefordert, ihre Gedanken auszuführen – «etwas, das mir mit meinen männlichen Kollegen in Washington fast nie passierte».

Sohn Kim Jong Un hat bei seinen seltenen internationalen Auftritten mit ähnlicher Galanterie verblüfft. Der Diktator, der, ohne mit der Wimper zu zucken, seine Kritiker exekutiert, wirkt jovial und freundlich. Beim Treffen mit seinem südkoreanischen Amtskollegen Moon im April bewies er gar eine Prise Humor, als er über die schlechte Verfassung der nordkoreanischen Strassen scherzte.

«Selbst unter idealen Voraussetzungen, trotz besten Vorbereitungen kann etwas Unerwartetes passieren», warnt Albright. In ihrer Biografie «Madam Secretary» schildert sie ein Alkohol-Ritual, bei welchem die nordkoreanischen Delegierten «konstant die Gläser nachfüllten und sich nahezu ohne Unterlass zuprosteten.»

Albright, die einem Glas nicht abgeneigt ist, konnte immerhin eine Weile mithalten. Trump dagegen ist bekanntlich ein Abstinenzler. Seine Devise wird lauten müssen, beim Protokoll möglichst wenig dem Zufall zu überlassen. Und mit Symbolen zu spielen.

Albright versuchte mit Kleidertricks sicherzustellen, dass sie als Repräsentantin der Grossmacht auch visuell die Lufthoheit behielt. So reiste die Aussenministerin mit einer opulenten Kopfbedeckung, einer Art Zorro-Hut, an. Zum Galadiner erschien sie auf hohen Absätzen. Aus den Memoiren einer südkoreanischen Schauspielerin, die in Nordkorea Zwangsarbeit leisten musste, war bekannt, dass Kim wegen seiner geringen Grösse an einem Minderwertigkeitskomplex litt. So habe der kaum 1,60 Meter kleine Kim beim ersten Treffen mit der südkoreanischen Diva gesagt: «Sie sind bestimmt erstaunt, dass ich aussehe wie ein Zwergenschiss.»

Albright, die ebenfalls sehr kleingewachsen ist, rechnete sich aus, dass sie auf High Heels Kim um ein paar Zentimeter überragen würde. Doch Kim hatte vorgesorgt. «Ich trug hohe Absätze, aber er tat es mir gleich, so dass wir wieder gleichauf waren.»

Kim Jong Un ist mit 1,70 m einen Zacken grösser als sein Vater. Aber wenn er auf *world leader* Trump mit seinen 1,88 m trifft, wird dies buchstäblich zu einer gewaltigen Herausforderung. Als Nachfahre der «Sonne der Menschheit», der in seinem Reich kultisch verherrlicht wird, wird er es vermeiden wollen, im Schatten des Amerikaners zu stehen. Trump dagegen wird Wert darauf legen, möglichst wenig Sitzzeit zu absolvieren, wenn sich die beiden im Blitzlichtgewitter der Weltpresse präsentieren.

Wichtig für eine rasche Aufwärmung des Gesprächsklimas sind die Höflichkeitsgeschenke. Nordkoreaner schenken gerne Welpen oder Matsutake-Pilze, eine champignonartige Delikatesse mit kräftigem Stängel und kleinem Rundkopf. Die Kim-Dynastie legt grossen Wert auf Gastgeschenke. Sie hat ihnen einen besonderen Schrein gewidmet, die sogenannte «Museum für Völkerfreundschaft», wo mehr als 200 000 Gaben für das Volk zur Bewunderung ausgestellt sind.

Albright machte einen raumöffnenden Schachzug, indem sie Kim Jong Il einen Basketball überbrachte – handsigniert von Superstar Michael Jordan. Durch Albrights Geniestreich ist Trump gefordert. Zwar ist die Basketball-Faszination von Kim junior noch ausgeprägter als die des Vaters. (In seiner Berner Schulzeit soll er den Ball gar mit ins Bett genommen haben.) Doch nach dreimaligem Besuch von Basketball-Diplomat Dennis Rodman in Nordkorea kann der US-Präsident in der Korbbkategorie kaum noch punkten. Und

mit dem Klassiker unter den Gastgeschenken hat Rodman auch bereits aufgetrumpft: Bei seiner letzten Visite schenkte er Kim Jong Il «The Art of the Deal», Trumps Business-Bestseller, in dem er exemplarisch darlegt, was er derzeit auch auf der Weltbühne vorführt.

Clinton war vorsichtiger

Hat Trumps «Verhandlungskunst» – eine Mischung aus derber Beleidigung, Sanktionspeitsche und säuselnder Charmeoffensive – dazu beigetragen, dass Kim nun an den Verhandlungstisch zu kommen scheint?

«Ich denke, das ist möglich, in der Tat», sagt Albright ziemlich überraschend. «Manchmal funktionieren Gewalt und Diplomatie Hand in Hand.» Staatskunst bestehe darin, abzuwägen, wann man welches Mittel einsetzen müsse, so «Madam Secretary», die als Professorin an der Georgetown University in Washington, D.C. Internationale Beziehungen unterrichtet.

Glaubt Albright, dass Nordkorea tatsächlich bereit ist, die nötigen Schritte zu tun, um in die Weltgemeinschaft zurückzukehren? «Aufgrund meiner Erfahrung kann ich Ihnen Folgendes sagen: Was Nordkorea mehr als irgendetwas anderes will, ist die Anerkennung durch die Vereinigten Staaten. Die Frage ist, welchen Preis es dafür zu zahlen bereit ist.»

Albright unterstützt Trumps diplomatische Overtüre. Sie zweifelt allerdings, dass beide Kontrahenten unter «Denuklearisierung» dasselbe verstehen. Auch die Vorbereitung für den Gipfel schein «nicht mit gebührender Sorgfalt» geführt worden zu sein. Clinton sei da vorsichtiger gewesen, weshalb er nicht selbst an das Treffen mit Kim gereist sei, sondern zuerst sie geschickt habe.

Gefruchtet hat das behutsame Vorgehen damals allerdings wenig. Albrights diplomatische Eröffnungsszene erwies sich als Endspiel. Ihr Treffen mit Kim fand kurz vor der US-Präsidentenwahl statt. Auf den Demokraten Clinton folgte der Republikaner George W. Bush. Dieser kam zum Schluss, dass Kim nicht zu trauen sei, und er setzte Nordkorea – zusammen mit dem Iran und dem Irak – auf eine Liste der «Achse des Bösen».

Trump nimmt – anders als Clinton – das Heft nun selbst in die Hand. Er baut – ganz der Deal-Maker aus Queens – auf direkten Kontakt. Nach dem hitzigen Fernduell scheint er darauf zu setzen, dass sich eine besondere Chemie entwickelt, wenn die Verhandlungstür ins Schloss fällt und er mit Kim allein ist.

Albright bleibt skeptisch. Sie erachtet den unberechenbaren Charakter der beiden Matadore als belastende Hypothek. «Wenn du ein bisschen unberechenbar bist, ist das hilfreich. Bist du immer unberechenbar, ist das beängstigend.»



Historisch: Gipfelmedaille.



Inside Washington

Rekordjagd

Die Wirtschaft brummt in Trumps Amerika. Sogar den Gegnern fehlen die Worte.

Die amerikanische Wirtschaft braust auf der Überholspur [...] die längste Serie des Job-Wachstums hält an und widerspiegelt die jüngsten Zeichen ökonomischer Kraft.» Sind das die Worte eines überschwänglichen Tweets von #realdonaldtrump? Ein Zitat aus einer triumphierenden Pressemeldung aus dem Weissen Haus?

Nichts von beidem. So berichtete Trumps Erzfeindin, die *New York Times*, über den jüngsten Wirtschaftsbericht des Arbeitsministeriums letzten Freitag. Die «graue Dame» gestand demütig ein: «Uns fehlen die die Worte, um zu beschreiben, in welcher guten Verfassung der Arbeitsmarkt ist.» Dann fasste sie sich ein Herz und schrieb: ««Grossartig» und «exzellent» – dies sind die Begriffe, die angemessen sind, wenn die US-Wirtschaft 223 000 Arbeitsplätze pro Monat zulegt, obwohl sie bereits im neunten Jahr expandiert, und wenn die Arbeitslosenrate auf ein Achtzehn-Jahre-Tief von 3,8 Prozent fällt.»

Die Arbeitslosigkeit unter Afro-Amerikanern sank auf ein historisches Tief von 5,9 Prozent (von 6,6 Prozent im April). Damit verkleinerte sich der Unterschied der Arbeitslosigkeit zwischen Schwarzen und Weissen auf die kleinste Marge seit den 1970er Jahren, als die US-Regierung erstmals eine entsprechende Statistik erstellte. Die Minderheitssprecherin im Repräsentantenhaus, Nancy Pelosi, spielte die «grossartigen» und «exzellenten» Neuigkeiten herunter. «Starke Beschäftigungszahlen bedeuten wenig», nörgelte sie. Die Demokratenführerin nannte die republikanische Agenda «grausam» und «zynisch» und die Steuerkürzungen einen «GOP-Steuerschwindel».

Der Korrespondent des Wirtschaftsnachrichtennetzwerks CNBC, John Schoen, brachte es auf den Punkt: «Der neuste Jobreport enthält grossartige News für alle in Amerika, die Arbeit suchen – ausser du bist ein Demokrat, der für den Kongress kandidiert.» Amy Holmes

«Das Erpressungspotenzial steigt»

Die turbulente Regierungsbildung in Rom weckt Erinnerungen an die Euro-Krise. Innert Tagen verlor der Euro fast 5 Prozent gegenüber dem Franken. Wie gefährlich ist die Lage? Kommt es zum Showdown mit einem Euro-Austritt Italiens? Antworten führender Ökonomen.



Weckruf: Italiens neuer Regierungschef Giuseppe Conte.



Barry Eichengreen,
Universität Berkeley

«Sechzig Prozent der Italiener wollen den Euro beibehalten, weil sie ihre Ersparnisse nicht entwerten möchten. Eine Mehrheit will aber auch eine neue Form von Regierung, nachdem das Vertrauen in die alte Garde verloren ging. Eine Regierung mit einem Finanzminister Paolo Savona hätte nur die zweite Forderung befriedigt, nicht aber die erste. Eine Koalition zwischen einer populistischen Partei und Forza Italia oder dem Partito Democratico hätte die erste Forderung erfüllt, nicht aber die zweite. Die jetzt beschlossene Koalitionsregierung von Lega und Cinque Stelle mit einem nicht offen eurofeindlichen Finanzminister ist demokratisch legitim; es ist die am wenigsten schlimme Alternative. Wird diese Regierung Italien in der Währungsunion halten? Ich glaube immer noch, dass die Antwort ja ist. Aber dafür muss die Lega ihre steuerpolitischen Ideen aufgeben und Cinque Stelle muss dem bedingungslosen Grundeinkommen abschwören. Das wird nicht einfach.»



Clemens Fuest,
Präsident Ifo-Institut
für Wirtschaftsforschung

«Die Regierung in Rom hat in ihrem Koalitionsvertrag angekündigt, die Steuern deutlich zu senken und die Staatsausgaben auszuweiten, vor allem bei den Sozialleistungen. Damit wird sie gegen die Vorgaben des Stabilitäts- und Wachstumspaktes verstossen. Den Pakt selbst wollen die Koalitionäre verändern, mit dem Ziel, mehr Spielräume für Staatsverschuldung zu haben. Auch die Vereinbarungen der Bankenunion lehnen sie ab, besonders die Bail-in-Vorschriften, nach denen bei Banken Krisen zunächst Aktionäre und Gläubiger von Banken haften. Das Gesamtpaket wirkt wie eine Aufkündigung des Vertrags über die Grundlagen der Währungsunion. Die anderen EU-Staaten und die europäischen Institutionen sollten jetzt das Gespräch mit der neuen Regierung in Rom suchen und dabei versuchen, die neuen Machthaber in Rom zu überzeugen, dass es im beidseitigen Interesse liege, die Vereinbarungen, die im Rahmen der Euro-Zone getroffen wurden, auch einzuhalten. Wenn die italienische Regierung dennoch an ihrem Kurs festhält, sollte die Europäische Zentralbank (EZB) die italienische Regierung veranlassen, Kapitalverkehrskontrollen einzu-

führen, weil sonst durch wachsende Target-Salden die Verbindlichkeiten Italiens gegenüber dem Rest des Euro-Systems immer weiter ansteigen und das Erpressungspotenzial Italiens gegenüber den europäischen Partnern zunimmt.»



**Valérie Lemaigre,
Chefökonomin
Genfer Kantonalbank**

«Ein Austritt Italiens aus der Euro-Zone hätte ernsthafte wirtschaftliche Folgen für das Land.

Als Konsequenz würden die italienischen Firmen geringfügig von einer unabhängigen Währung profitieren – im Wissen, dass der Anteil der Exporte am Bruttoinlandprodukt (BIP) lediglich 30 Prozent beträgt (und die Hälfte der Exporte in die EU geht). Eine abgewertete Lira würde inflationär wirken und zu einem Kaufkraftverlust in diesem sehr binnenwirtschaftlich orientierten Land führen, ohne das Problem der mangelhaften Wettbewerbsfähigkeit zu lösen. Selbst wenn Italien seine Ungleichgewichte in Aussenhandel, Binnenwirtschaft und Bankensektor abbaut, bleibt es dem Euro-System die Rückzahlung der Liquiditätstransfers von 450 Milliarden Euro schuldig. Zudem besitzt die EZB 15 Prozent der italienischen Staatsschulden. Die Krise ist vor allem politisch motiviert und ein Austritt aus dem Euro auf absehbare Zeit unwahrscheinlich.»



**Marc Faber,
Investor**

«Die Probleme in Italien haben die Rendite auf Anleihen ansteigen lassen, was ökonomisch sinnvoll ist. Im Gegensatz dazu nicht sinnvoll ist der von Draghis EZB ausgeübte künstliche Druck auf die Renditen. Ein Austritt Italiens aus der Euro-Zone hätte langfristig Vorteile. Es wäre ein Weckruf für die inkompetenten Eurokraten in Brüssel, mit deren Politik eine Mehrheit der Europäer nicht einverstanden ist. Für Italien wäre ein Austritt auch gut, weil das Land bereits heute einen Leistungsbilanzüberschuss hat. Das Schöne an einem Austritt wäre zudem, dass die EZB dem machtlos gegenüberstehen würde und auf einmal die Verrücktheit ihrer Politik sichtbar würde. So klein die Wahrscheinlichkeit ist, ich würde diese Entwicklung begrüßen.»



**David Marmet,
Chefökonom
Zürcher Kantonalbank**

«Kurzfristig gibt es für eine neue Schuldenkrise oder gar einen Austritt aus der Euro-Zone wenig Anzeichen. Italien kämpft zwar seit Jahren mit grossen strukturellen Problemen. Die fundamentale Situation präsentiert sich aber besser als in früheren Stressphasen. Die Wirtschaft

verzeichnete 2017 das höchste Wachstum seit sieben Jahren, die Banken sind besser aufgestellt und das strukturelle Haushaltsdefizit ist kleiner geworden. Ausserdem kauft die EZB immer noch monatlich für knapp 4 Milliarden Euro italienische Staatsanleihen, und die Leitzinsen dürften frühestens Mitte 2019 ansteigen. Die Reaktionen der Finanzmärkte sind deshalb übertrieben. Die neue Regierung dürfte mit Brüssel zwar bezüglich Fiskalpolitik auf Konfrontation gehen. Deswegen droht aber noch lange kein Austritt aus der Euro-Zone, zumal an einer eskalierenden Situation beide Seiten kein Interesse haben. Die Wahrscheinlichkeit, dass Italien im nächsten Jahr die Euro-Zone verlassen wird, liegt deshalb unter 10 Prozent.»



**Anastassios Frangulidis,
Chefstrategie
Pictet Asset Management**

«Italien ist die grösste Volkswirtschaft im Süden Europas mit dem viertgrössten Staatsanleihenmarkt weltweit. Folglich haben die politischen Ereignisse in Italien negative Folgen für die anderen hochverschuldeten Staaten der Peripherie, deren Zinsen in den letzten Wochen angestiegen sind. Die Situation ist aber nicht vergleichbar mit 2011. Damals war der Zinsanstieg dramatischer, denn die konjunkturelle Lage war viel fragiler als heute und die Euro-

Vorteil Kia 4x4 Power

SPORTAGE
4x4 ab CHF 30'950.-*

SORENTO
4x4 aut. ab CHF 41'750.-

The Power to Surprise



Abgebildetes Modell: Kia Sportage GT-Line Style 1.6 T-GDi 4x4 aut. mit 7-Stufen-Automatik DCT (Doppelkupplungsgetriebe) (inkl. Optionen: GT-Line-Pack CHF 5'000.-, Panoramaglasdach CHF 1'750.- und Metallic-Lackierung CHF 750.- = CHF 7'500.-) (CHF 45'450.- abzüglich Sonderprämie von CHF 1'500.-) CHF 43'950.-, 7,5 l/100 km, 175 g CO₂/km, Energieeffizienzklasse G, CO₂-ETS 40 g/km, Kia Sportage Trend 1.6 T-GDi 4x4 man. (*CHF 31'950.- abzüglich Sonderprämie von CHF 1'000.-) CHF 30'950.-, 7,6 l/100 km, 177 g CO₂/km, Energieeffizienzklasse G, CO₂-ETS 40 g/km. Die Aktion ist gültig auf gekennzeichnete Fahrzeuge bis 30.6.2018 oder solange Vorrat. Abgebildetes Modell: New Kia Sorento GT-Line Style 2.2 CRDi 4x4 aut. mit 8-Stufen-Automatik 5-Platzer (inkl. Optionen: GT-Line-Pack CHF 3'950.-, Panoramaglasdach CHF 1'750.- und Metallic-Lackierung CHF 850.- = CHF 6'550.-) CHF 61'500.-, 6,5 l/100 km (Benzinäquivalent 7,4 l/100 km), 170 g CO₂/km, Energieeffizienzklasse F, CO₂-ETS 29 g/km, New Kia Sorento LX 2.2 CRDi 4x4 aut. mit 8-Stufen-Automatik CHF 41'750.-, 6,2 l/100 km (Benzinäquivalent 7,1 l/100 km), 164 g CO₂/km, Energieeffizienzklasse F, CO₂-ETS 28 g/km. Durchschnitt aller in der Schweiz verkauften Neuwagen: 133 g CO₂/km (unverbindliche Preisempfehlung inkl. MwSt.). CO₂-ETS = CO₂-Emissionen aus der Treibstoff- und/oder Strombereitstellung.



Mehr Auto fürs Geld www.kia.ch

Kia Motors AG, 5745 Safenwil, 062 788 88 99



Zone verfügte über keine Verteidigungsmechanismen wie das Ankaufprogramm der EZB. Obwohl die politischen Entwicklungen in Italien schwierig zu prognostizieren sind, glaube ich nicht, dass ein Euroaustritt im derzeit guten konjunkturellen Umfeld zur Debatte steht. Die nächste globale Rezession wird aber zum Test für den Zusammenhalt der Euro-Zone. Langfristig wird Italien ohne umfassende wachstumsfördernde Reformen kaum im Wettbewerb mit anderen europäischen Nationen bestehen können, was die Austrittsrisiken wiederum signifikant erhöhen würde.»



Roland Vaubel,
Universität Mannheim

«Italien hat zwei Probleme: Der Staat ist überschuldet, und die Wirtschaft ist nicht mehr wettbewerbsfähig. Die Arbeitslosenquote liegt bei 11 Prozent. Die Reallöhne sind viel stärker gestiegen als die Arbeitsproduktivität. Um seine Wettbewerbsfähigkeit wiederzugewinnen, muss Italien entweder zur Lira zurückkehren und diese abwerten oder sein Lohn- und Preisniveau absenken (interne Abwertung). Wie das Beispiel Griechenlands gezeigt hat, ist eine interne Abwertung nicht ohne eine lang anhaltende schwere Wirtschaftskrise zu haben. Ein Austritt aus der Euro-Zone verursacht dagegen vorübergehend Turbulenzen an den Finanzmärkten. Diese kann man jedoch auf ein Minimum reduzieren, indem man die Euro-Guthaben, -Noten und -Münzen als Parallelwährung beibehält. In Deutschland haben im Mai 154 Wirtschaftsprofessoren in einem Aufruf ein «geordnetes Austrittsverfahren» für die Währungsunion gefordert. Da eine Abwertung expansiv wirkt, erlaubt sie es der Fiskalpolitik, die Staatsschulden abzubauen.»



Daniel Kalt,
Chefökonom UBS Schweiz

«Wir erachten die Reaktion der Märkte auf die chaotische Regierungsbildung in Italien als übertrieben. Die Folgen eines verschiedentlich ins Spiel gebrachten Austritts Italiens aus der Euro-Zone wären für das Bankensystem und in der Folge für die gesamte Wirtschaft so fatal, dass keine der involvierten Parteien einen solchen Schritt ernsthaft in Erwägung ziehen wird. Zwar werden die Spannungen zwischen Italien und der EU etwa mit Blick auf die Einhaltung der Defizitregeln oder die Flüchtlingsproblematik weiter zunehmen. Doch die Finanzierung der hohen Staatsschulden Italiens scheint derzeit nicht in Gefahr. Dank der von der EZB extrem tief gehaltenen Zinsen konnte das Land über Jahre die laufend fällig werdenden Anleihen zu sehr günstigen Konditionen langfristig anbinden. Ausserdem haben viele Beobachter schon 2012 den Willen der Politik wie der EZB unterschätzt, die Währungs-

union um jeden Preis zusammenzuhalten. Die EZB wird notfalls weiterhin mit der Notenpresse gegen Zerfallserscheinungen ankämpfen.»



Stefan Gerlach,
Chefökonom EFG

«Die steigenden Renditen auf italienische Anleihen haben die Renditen auch anderswo in der Euro-Zone nach oben gedrückt. Hält diese Situation an, dann hemmt dies das Wachstum, hält die Arbeitslosigkeit hoch, senkt die Steuererträge und erschwert die Lösung des Problems fauler Kredite. Alles schlechte Konsequenzen. Eine Wiederholung der Euro-Krise sehe ich nicht. Diese wurde durch akute und aussergewöhnliche Probleme der Staatsfinanzen ausgelöst. Die angespannte Lage im italienischen Staatsbudget ist hingegen ein Dauerzustand und nicht explosiv. Leider wird sie noch lange anhalten. Die EZB sollte der italienischen Regierung klar machen, dass es für Italien keine Sonderbehandlung gibt. Selbst dann sehe ich die Wahrscheinlichkeit eines Austritts Italiens aus der Eurozone nahe bei null. Am Ende des Tages werden die italienischen Politiker alles tun, um im Euro zu bleiben. Das beinhaltet wahrscheinlich viele weitere Jahre mit tiefem Wachstum, politischer Instabilität und vielleicht einem teilweisen Staatsbankrott mit einer einmaligen Reichensteuer. Keine schönen Aussichten.»



Oliver Adler,
Chefökonom Credit Suisse

«Es scheint mir auf absehbare Zeit sehr unwahrscheinlich, dass sich die Zusammensetzung der Euro-Zone ändern und dass Italien aus dem Euro ausscheiden wird, und zwar aus zwei Gründen: Erstens würde nur schon eine etwas klarer geäusserte Absicht Italiens, diesen Schritt zu unternehmen – oder auch eine Nebenwährung einzuführen – zu enormen Turbulenzen an den Finanzmärkten führen. Dies würde vor allem den italienischen Sparern grosse Verluste bringen und damit ihre Opposition gegen einen derartigen Schritt noch verstärken – auch heute ist eine grosse Mehrheit der Italiener trotz Enttäuschung über die EU gegen einen Austritt. Zweitens hat insbesondere Deutschland ein vitales Interesse daran, dass Italien beim Euro bleibt, denn ein Austritt würde auch im Norden zu ernsthaften wirtschaftlichen Erschütterungen führen und – mehr noch – das EU-Projekt insgesamt gefährden. Deshalb rechne ich auch mit einem verstärkten Effort Deutschlands, Italien finanziell unter die Arme zu greifen, unter anderem bei der Bewältigung des Flüchtlingsstroms. Der EZB sind bezüglich einer Unterstützung Italiens die Hände derzeit gebunden: Der Rat wird sicher nicht zustimmen, das Anleihekaufprogramm zugunsten Italiens zu verlängern oder sogar zu verstärken. Eine direkte Unterstüt-

zung wäre nur in Form eines OMT-Stützungsprogramms denkbar. Hier müsste sich jedoch Italien harten Auflagen unterwerfen – was eine populistische Regierung wohl nur in einer extremen Krisensituation akzeptieren würde.»



Martin Jetzer,
Chefökonom Bellecapital

«Jetzt stehen wir vor der ersten wirklichen Bedrohung der Europäischen Währungsunion. Italien ist zu gross, um nach dem Muster Griechenlands gerettet zu werden, aber auch zu wichtig, um fallengelassen zu werden. Jetzt ist die EZB schon wieder gefordert. Um Zeit für eine politische Lösung zu gewinnen, dürfte sie ihre Wertschriftenkäufe länger als geplant, das heisst ins nächste Jahr hinein, weiterführen. So liessen sich grössere Marktturbulenzen und eine überstürzte Einführung einer Zweitwährung wohl verhindern. Eine solche wäre eine versteckte Abkehr vom Euro, weil sie den Euro als Zahlungsmittel rasch verdrängen würde. Gewiss eine Möglichkeit aus der Sicht Italiens. Aber all dies liegt im Ungewissen. Einen Lichtblick gibt es: Italien hat zwar eine sehr hohe Staatsverschuldung, aber eine geringe private Verschuldung. Zusammengefasst liegt sie im Verhältnis zur Wirtschaftsgrösse im Mittelfeld der Euro-Zonen-Länder. Wenn die Zinsen nicht weiter steigen und Rom das Gespräch mit Brüssel und Berlin aufnimmt, bin ich vorsichtig optimistisch, dass Italien in der Euro-Zone verbleibt.»



Gunther Schnabl,
Universität Leipzig

«Viele hatten bereits das Ende der Krise ausgerufen, doch die Probleme wurden von der Geldflut der EZB nur verdeckt und vergrössert. Italien hat von den Anleihekäufen der EZB und von der Kreditvergabe über das Target-2-Interbankenzahlungssystem (440 Milliarden Euro) stark profitiert. Ein freiwilliger Euro-Austritt ist unwahrscheinlich, weil er diese Finanzierungsquellen schliessen würde. Eine Zweitwährung ist mit EU-Recht nicht vereinbar. Über eine Abwertung der neuen Lira könnten Italien (und andere südliche Länder) ihre internationale Wettbewerbsfähigkeit zwar wiederherstellen. Es würden ein «Nord-Euro» und einige frei schwankende Südwährungen entstehen. Das dürfte Italien aber auch in den Staatsbankrott führen. Derzeit ist eine erneute Ausweitung der EZB-Anleihekäufe am wahrscheinlichsten. Die Währungsunion wäre langfristig aber nur stabil, wenn Italien durch umfassende Reformen sein grosses wirtschaftliches Potenzial reaktivieren würde. Dazu müsste die europäische Geldpolitik restriktiver werden.»

Protokoll: Beat Gygi und Florian Schwab

Die Herrschaft des Unrechts frisst ihre Kinder

Von Thilo Sarrazin — Innenminister Horst Seehofer muss das Problem der deutschen Asyl- und Flüchtlingspolitik ganzheitlich lösen. Andernfalls wird er scheitern.



Seit Mitte April dieses Jahres beschäftigt in Deutschland der sogenannte Asylskandal in wachsendem Umfang Politik, Medien und Bürger. Schon seit längerer Zeit, so der Verdacht, wurden in der Aussenstelle Bremen des Bundesamts für Migration und Flüchtlinge (BAMF) Asylbescheide unrechtmässig ausgestellt. Daran sollen die frühere Leiterin der Aussenstelle, aber auch bestimmte Anwälte beteiligt gewesen sein. Es soll auch Geld geflossen sein, es ist also Korruption im Spiel.

Dass etwas nicht in Ordnung war, fiel im benachbarten Niedersachsen auf, und ein Brief des niedersächsischen Innenministers Boris Pistorius brachte die öffentliche Debatte schliesslich ins Rollen. 18 000 Asylentscheidungen sollen betroffen sein. Im BAMF waren die Probleme schon länger bekannt. Eine frühere Leiterin der Aussenstelle war schon 2016 abgelöst worden, und im Februar 2017 empfahl ein Abteilungsleiter des BAMF schriftlich, bei der Aufklärung Vorsicht walten zu lassen, um das Image des BAMF nicht zu beschädigen.

Brandbriefe blieben stecken

Das BAMF und seine Aussenstellen unterstehen dem Bundesinnenminister. Der heisst seit dem 14. März Horst Seehofer. Am 6. April besuchte er das BAMF und lobte dessen Arbeit. Die Leiterin Jutta Cordt sagte ihm offenbar nichts von den Skandalvorgängen in Bremen, und die neue Leiterin der Bremer Aussenstelle, die den Minister informieren wollte, kam an ihn nicht heran. Ihre Brandbriefe blieben bei einem seiner sieben Staatssekretäre stecken. Schliesslich wurde sie nach Bayern versetzt, damit sie den Verwaltungsablauf nicht weiter störte.

So blieb der frischgebackene Minister wochenlang über den anderthalb Jahre alten Skandal in seinem wichtigsten Aufgaben-

gebiet uninformiert. Aber auch sonst ist immer noch unklar, wer wann was wusste und wie gross der Skandal eigentlich ist.

Zu einem Abgrund des Versagens wird der Skandal erst, wenn man ihn in einen grösseren zeitlichen und sachlichen Zusammenhang stellt: Schon traditionell galt das BAMF als schlecht ausgestattet und mit Funktionsmängeln behaftet. Als Angela Merkel Anfang September 2015 die Grenzen öffnete und der damalige Innenminister Thomas de Maizière die Weisung gab, niemanden an der Grenze abzuweisen und jeden ins Land zu lassen, der



Drinste Betrügereien: BAMF-Leiterin Cordt (l.), Innenminister Seehofer.

das Wort «Asyl» aussprach, dauerte es nur wenige Tage bis zum administrativen Zusammenbruch des Amtes. Der damalige Präsident des Bundesamtes wurde krank und ist seitdem aus der Öffentlichkeit verschwunden. Die Behörde wurde dem Präsidenten der Bundesagentur für Arbeit unterstellt, und dieser berichtete hinfort an Peter Altmaier, den Kanzleramtsminister und Merkel-Vertrauten. Innenminister de Maizière war kaltgestellt.

Horst Seehofer bestellte beim Verfassungsrechtler Udo di Fabio ein Gutachten, wonach die Grenzöffnung unrechtmässig war, und beklagte im Februar 2016 in Bezug auf Angela Merkels Flüchtlingspolitik «eine Herrschaft des Unrechts.» Zwei Jahre später, mittlerweile arg gerupft und in Bayern entmachtet, trat er in Berlin die Nachfolge des glücklosen Thomas de Maizière an und wurde selber Bundesinnen-

minister. Nun hatte er die Chance, die «Herrschaft des Unrechts» zu beseitigen und den Missbrauch des Asylrechts einzuschränken.

Genau besehen, war sein Amtsvorgänger übrigens so glücklos nicht, mindestens mit seiner Ablösung im Zuge des Regierungswechsels hatte er Glück. Der Asylskandal entstand in seiner Amtszeit, ohne dass jemand davon wusste. Als Amtsinhaber wäre er jetzt nicht mehr haltbar.

Moral und Willkommenskultur

Gegenwärtig ist noch offen, ob Seehofer seinen Umgang mit dem Skandal politisch überlebt: Es ist ja schon lange bekannt, das es nach der Öffnung der Grenzen massenhaften Asylbetrug gab. Menschen ohne Ausweis behaupteten, kriegsverfolgte Syrer zu sein, und niemand konnte ihnen das Gegenteil beweisen. Die Ämter waren dreistesten Betrügereien wehrlos ausgeliefert.

Oft hatte man aber auch den Eindruck, dass sie sich gar nicht weiter wehrten. Wie soll man aber auch einem einfachen Mitarbeiter vor Ort vermitteln, dass es einerseits die Moral und die Willkommenskultur erforderlich machen, möglichst viele fremde Menschen ungeprüft nach Deutschland zu lassen, andererseits aber er, der Mitarbeiter, durch rechtsfehlerfreie Bescheide den Anschein von Recht und Ordnung erwecken solle? Wenn sie genau nachdenken, müssen sich die Mitarbeiter vorkommen wie in einer zynischen Scharade. Ist es da nicht lässlich, ein Auge zuzudrücken und ein bisschen die Hand aufzuhalten, wenn man so Menschen in Not hilft, im ersehnten Deutschland zu bleiben?

Wo hört das Recht auf und fängt das Unrecht an? Wenn eine Bundeskanzlerin und ein Bundesinnenminister die Anwendung des Asylparagrafen im Grundgesetz ausser Kraft setzen, wenn der Bundestag dies nicht missbilligt, wenn kaum einer von denen, die zu Unrecht in Deutschland sind, je wieder abgeschoben wird, wer wird sich dann darüber erregen, dass einige tausend Asylbewerber in Bremen einen Asylbescheid statt einer Abschiebeverfügung erhalten, wenn sie doch wegen der Vollzugsdefizite der deutschen Asyl- und Flüchtlingspolitik sowieso im Land bleiben?

Seehofer muss die Problematik von Asyl und Einwanderung ganzheitlich lösen, andernfalls wird er scheitern. Aber dazu fehlen ihm offenbar die geistige Spannkraft und der politische Mut.

Seehofer muss die Problematik von Asyl und Einwanderung ganzheitlich lösen, andernfalls wird er scheitern. Aber dazu fehlen ihm offenbar die geistige Spannkraft und der politische Mut.

Thilo Sarrazin ist ehemaliger deutscher Bundesbanker und Bestsellerautor. Er schreibt einmal pro Monat exklusiv für die *Weltwoche* über die deutsche Politik.

Notruf aus dem Klassenzimmer

Dass Multikulti Schulen und Lehrer an ihre Grenzen bringt, diese Tatsache lässt sich immer weniger verschweigen. Welche Abgründe sich im Alltag auftun, zeigt das Buch einer Pädagogin.

Von Katharina Fontana

Vor zwei Jahren sorgte in der Schweiz ein muslimisches Brüderpaar für Schlagzeilen: Die beiden weigerten sich, der Lehrerin die Hand zu geben. Den Fall mag man als Lappalie abtun, doch er machte für die breite Öffentlichkeit zum ersten Mal augenfällig, wie schwierig der Schulalltag für Lehrer und Lehrerinnen heute sein kann und welche Probleme sich namentlich im Umgang mit muslimischen Schülern ergeben. Die Verhältnisse in der Schweiz scheinen allerdings noch rosiger zu sein, wenn man sie mit jenen im nördlichen Nachbarland vergleicht. Seit Jahren weiss man um rassistische, vorab antisemitische oder deutschfeindliche Vorfälle und Übergriffe auf deutschen Schulhöfen, die häufig von Migrantenkindern ausgehen. Mit der unkontrollierten Massenzuwanderung 2015 haben sich die Probleme noch deutlich verschärft, mehrere Schulen haben in der letzten Zeit Sicherheitspersonal angestellt. Doch darüber spricht man im politisch korrekten Deutschland nicht gerne. Oder, wenn es sich nicht vermeiden lässt, nur rhetorisch verbrämt.

Trick Diskriminierungsvorwurf

Welche Abgründe sich in deutschen Klassenzimmern auftun, zeigt das jüngst erschienene Buch «Lehrer über dem Limit». Die Autorin Ingrid Freimuth hat mehr als vierzig Jahre lang als Lehrerin an verschiedenen Haupt- und Realschulen in Frankfurt gearbeitet und sich ihre Enttäuschung und Hilflosigkeit von der Seele geschrieben. «Es muss doch jemand darauf hinweisen, wenn die Dinge derart schief laufen», sagt sie im Gespräch mit der *Weltwoche*. In den letzten zwanzig, dreissig Jahren hätten sich der Umgang und das Verhalten an der Schule deutlich verschlechtert. Früher habe es zwar auch schon vereinzelt ungezogene Schüler gegeben, die gegenüber den Lehrern als kleine Machos aufgetreten seien. Doch heute sei dies anders: «Die Respektlosigkeit kommt aus der Zugehörigkeit zu einer Gruppe. Gerade die muslimischen Schüler bewegen sich oft in der Vorstellung, dass sie etwas Besseres seien. Und sie lassen das die Klassenkameraden und Lehrer genau spüren.»

Die Diplompädagogin beschreibt in ihrem Buch ganz nüchtern und sachlich, mit welchen Grenzüberschreitungen Unterrichtspersonen heute umgehen müssen. Da werden Lehrer obszön beleidigt oder mit dem Vorwurf, sie seien Ausländerfeinde, handlungsunfähig gemacht. Lehrerinnen werden angebrüllt und



Unangenehme Wahrheiten.

von den männlichen Familienmitgliedern der Schüler wie Untergebene behandelt. Türkische Schüler sitzen kampfbereit in der Klasse und halten ihre deutschen Klassenkameraden in Schach; der Geschichtsunterricht über den Nationalsozialismus kann in Prügeleien ausarten. Die jungen Leute wissen offenbar genau, wie sie sich das System zunutze machen können. «Viele ausländische Kinder lernen nicht, bekommen keine guten Noten und beklagen sich dann, der Lehrer habe sie diskriminiert – und haben mit diesem Trick bei der Schulleitung häufig Erfolg», sagt Freimuth. Dabei sei genau das Gegenteil der Fall: «Wir Lehrer rennen händeringend hinter den Schülern her, um sie zu einem Schulabschluss zu bewegen.»

Kapitalfehler in Religionsfragen

Freimuth hat in den 1970er Jahren einige Zeit auf einer abgeschiedenen griechischen Insel gelebt und dort viel über die Rangordnung in südländischen Gesellschaften mitbekommen. Genau hier liege der Hund begraben. «Für die Leute, die zu uns kommen, gilt eine klare hierarchische Ordnung. In ihrer Vorstellung sollten Lehrer Alpathiere sein, Ranghöhere. Doch wir in Deutschland kennen das nicht mehr und versuchen, partnerschaftlich mit den Schülern zu sprechen. Damit gelten wir in ihren Augen als unterwürfig.»

Den Deutschen falle es aufgrund ihrer belasteten Vergangenheit immer noch schwer, für Ruhe und Ordnung zu sorgen und Disziplin durchzusetzen: «Beim Wort «Disziplin» hört man in Deutschland schon die Soldatenstiefel knallen.» Und bei Schülern, die gewaltbereit auftreten würden, knicke die Schule ohnehin schnell ein. «Da kuschen sehr viele der Deutschen.» Anders als in der Schweiz scheint man im nördlichen Nachbarland auch nachgiebiger zu sein, wenn es um Religionsfragen geht, bei der Dispensierung von muslimischen Mädchen vom Schwimmunterricht etwa. Auch ein Kapitalfehler, findet Freimuth. Die anderen Schüler kämen damit unter Druck, mitzumachen, sagt sie: «Wenn einer einen Gebetsteppich in das Klassenzimmer nimmt, fühlen sich die anderen Muslime aufgerufen, ebenfalls zu beten und zu zeigen, dass sie gute Gläubige sind.»

Die Lehrerin aus Frankfurt ist eine der wenigen Unterrichtspersonen, die sich trauen, hinzustehen und Klartext zu reden. Die grosse Mehrheit schweigt, fürchtet Ärger mit der Schulbehörde. Die Reaktionen auf ihr Buch seien überwiegend positiv gewesen, erzählt Freimuth. Viele Lehrer – «verletzte Seelen» – hätten sich bei ihr gemeldet und sich bedankt, dass sie das Ungesagte niedergeschrieben habe. Bis anhin habe man sie glücklicherweise auch noch nicht in die rechte Ecke gestellt. Ihr ganzes

Leben lang fühlte sich Ingrid Freimuth den Sozialdemokraten und den Grünen verbunden, doch sie hielt den Widerspruch zwischen der Wirklichkeit einerseits und der linken Vorstellungswelt andererseits nicht mehr länger aus. Der Verlust der politischen Heimat sei schmerzhaft gewesen: «Natürlich ist es schöner, zu den Guten zu gehören. Zu jenen, die behaupten, alles sei möglich und die Zuwanderung aus fremden Kulturen ein einziges Geschenk.»

Was gilt es zu tun, wie kann man den Lehrern helfen? Freimuth setzt auf konsequente Sanktionen – ein ungewohnter Begriff in der Pädagogik. «Rügen, Klassenkonferenzen oder Schulwechsel: Das reicht bei Kindern und Jugendlichen, die sich an das hier geltende Wertesystem halten.» Doch für die Hartgesottenen, die sich durch nichts beeindruckt zeigten, brauche es bei respektlosem Verhalten mehr Durchgriffsmöglichkeiten. «Etwa Geldstrafen. Und auf jeden Fall benötigen wir mehr Sicherheitspersonal, das eingreift und die Rangordnung wiederherstellt, wenn ein Schüler randaliert oder droht.»

Weichgespülte Floskeln

Das Buch «Lehrer über dem Limit» steht in einer Reihe mit anderen Büchern, in denen Leute an der Front auspacken – etwa «Deutschland im Blaulicht» der Streifenpolizistin Tania Kambouri, das 2015 für Aufsehen sorgte. Ingrid Freimuth hat allerdings wenig Hoffnung, dass solche unangenehmen Wahrheiten bei den Behörden zu einem Umdenken führen werden. «Lieber wiegelt man ab oder weicht dem Problem aus.» Wie recht sie hat, zeigte sich jüngst beispielhaft in einer ZDF-Talkshow zum Thema «Gewalt und Ausgrenzung an der Schule», an der neben der Pädagogin Freimuth auch die neue SPD-Bundesfamilienministerin Franziska Giffey teilnahm. Obschon Giffey als frühere Bürgermeisterin des sozialen Brennpunkts Berlin-Neukölln die Probleme in den Schulen bestens kennt, waren von ihr nur weichgespülte Floskeln zu hören: Es brauche möglichst viel Frühförderung, kostenlose Krippenplätze und Ganztageschulen – das übliche sozialdemokratische Programm eben, gepaart mit der Aufforderung, bei den muslimischen Schülern nicht zu pauschalisieren.

Kein Wunder, fühlen sich Lehrerinnen und Lehrer wie Ingrid Freimuth im täglichen Kampf um eine bessere Schule von der Politik alleingelassen.



Ingrid Freimuth:
Lehrer über dem Limit.
Europa. 240 S., Fr. 26.90



«Noch zu retten?»: «Summer Fun»-Wochen des Uno-Hilfsprogramms in Gaza.

Gegenrede

80 Millionen Franken Steuergelder

Die *Weltwoche* tadelte Bundesrat Cassis, weil er sich kritisch zum Palästinenser-Hilfswerk UNRWA geäussert hatte. Ich finde: Der Aussenminister hat richtig gehandelt. *Von Miriam Moschytz*

Darf sich ein Bundesrat zum Rückkehrrecht der Palästinenser äussern? Roger Köppel verneint diese Frage aufgrund der Schweizer Neutralität. Ich sehe das anders als Herr Köppel und bin der Ansicht, dass es nicht um Bundesrat Cassis, Neutralität oder um das palästinensische Rückkehrrecht gehe, sondern darum, dass die Schweizer Steuerzahler alle vier Jahre achtzig Millionen Franken in das Hilfswerk UNRWA einzahlen.

Was ist das UNRWA? Es ist eine Flüchtlingsorganisation für Palästinenser und ihre Nachkommen – auf alle Zeiten. Ein Hilfswerk, in dessen Schulen die Köpfe von Kindern durch Lehrer vergiftet werden, indem den Kindern beigebracht wird, die Existenz Israels zu leugnen, Hass zu predigen und Kriegshetze zu betreiben. In UNRWA-Kindersommerlagern wird unterrichtet, wie man Juden tötet. Den Kindern wird eingehämmert, dass sie Anspruch auf ganz Israel haben. Mit der Unterstützung dieser realen – und nicht, wie Herr Köppel schreibt, «angeblichen» – Illusion stellt sich die Schweiz nicht in den Dienst der Friedensförderung, sondern unterstützt ganz im Gegenteil – auch wenn unbeabsichtigt – eine Zuspitzung des Konflikts und sowohl eine ideologisch als auch physisch kreierte Unmöglichkeit einer friedlichen Lösung für alle Zeiten.

Das UNRWA schrieb anlässlich seines sechzigjährigen Bestehens: «UNRWA hat kein Mandat, um dauerhafte Lösungen für die palästinensischen Flüchtlinge zu finden.» Warum soll sie auch, wenn sie weiterhin von Staaten wie der Schweiz bedingungslos mit hohen Summen gefördert wird.

Während die Schweiz 62 Millionen Flüchtlinge weltweit im Rahmen der Uno in den letz-

ten drei Jahren mit 45 Millionen Franken unterstützt hat, alimentierte sie die fünf Millionen Palästinenser – welche gemäss internationaler Definition gar keine Flüchtlinge sind – unter dem UNRWA mit 66 Millionen Franken.

Der Bundesrat erfüllt schliesslich seine Pflicht, wenn er überprüft, wo unser Steuergeld hinfliesst, ob die Unterstützung sinnvoll ist und ob in ein Hilfswerk investiert wird, welches menschliches Elend verkleinert oder welches, wie im Falle des UNRWA, genau dieses Elend am Leben erhält und dafür sorgt, dass ein künstlicher Flüchtlingsstatus weitervererbt wird. In einer gesunden Demokratie, in welcher die Integrität des Bürgers an vorderster Stelle steht, müssten Herrn Cassis' kritische Bemerkungen über den zweifelhaften Adressaten unserer Entwicklungsgelder von Politik und Medien mit grosser Wertschätzung aufgenommen werden. Dass das Gegenteil der Fall ist und Herr Köppel dem Leser Sand in die Augen streut, indem er Herrn Cassis unterschiebt, «für das rechte Lager und für Israel zu punkten» und «die Zweistaatenlösung vom Tisch zu wischen», erfüllt mich mit Sorge.

Einen möglichen Lösungsansatz für das UNRWA-Problem beschreibt übrigens der Nahost-Experte Amotz Asa-El unter dem Titel: «Ist das UN-Hilfswerk für palästinensische Flüchtlinge noch zu retten?» auf Audiatur-Online.



Miriam Moschytz ist Geschäftsführerin der Audiatur-Stiftung.



Tanzen und lachen: Stimmungsaufheller Shakira bei ihrem Welttournee-Auftakt in Hamburg, 3. Juni.



Ikone der Woche

Shakira, Shakira!

Von Claudia Schumacher

Sie gehört zu den Menschen, deren Anblick ein sofortiger Stimmungsaufheller ist. Und damit ist nicht ihre kurvenreiche Schönheit gemeint. Womit Shakira Isabel Mebarak Ripoll einen so einnimmt, ist dieses Pippi-Langstrumpf-Gesicht. Gibt es einen Menschen auf der Welt, der Shakira (Arabisch für: die Dankbare) nicht sympathisch findet? Tatsächlich gehört sie zu den wenigen weiblichen Superstars, denen gleichzeitig Können, Schönheit und Sexyness attestiert werden – und trotzdem sagt man ihr nicht nach, arrogant zu sein. «Kein Mensch keines Alters kann mit der unschuldigen Sinnlichkeit singen oder tanzen, die Shakira scheinbar erfunden hat» – das sagte nochmal wer? Erstaunlicherweise war es der Literaturnobelpreisträger Gabriel García Márquez. Diese Unschuld, die Sinnlichkeit und das gewitzte Funkeln in den Augen hat die ewige Kindfrau auch mit 41 Jahren. Wild, energiegeladen: So hat sie jeder schon durch einen Clip oder über eine Bühne wirbeln sehen. Und wer sie jetzt live sieht, denkt: Sie hat sich nicht verändert, im besten Sinne.

Zurück in der Muttersprache

Nachdem die Sängerin rund ein halbes Jahr unfreiwillig Bühnenpause einlegen musste – sie hatte Stimmprobleme – konnte sie nun ihre «El Dorado»-Tour starten. Die Videos vom Eröffnungskonzert in Hamburg versprechen eine Tour, die Spass macht. Am 22. Juni kommt sie ins Zürcher Hallenstadion. Die Lieder vom «El Dorado»-Album sind hauptsächlich auf Spanisch, in Shakiras Muttersprache also, und wenn die Kolumbianerin sie singt, wirkt sie wie eine Frau, die sehr nah bei sich selbst ist und in ihrer Arbeit aufgeht. Natürlich singt sie auch ihre grössten Hits, «Whenever, Wherever» oder «Waka Waka». Schön, dass sie nach der Krise wieder obenauf ist.

Bereits vor den Stimmproblemen war es Shakira nicht gut gegangen – zumindest beruflich. Sie hatte mit ihrem Freund, dem Fussballer Gerard Piqué, 31, ihr zweites Kind bekommen – und litt an einer Blockade. Sie wusste nicht, ob sie weitermachen sollte – verständlich, wenn jemand mit dreizehn Jahren entdeckt wurde und seitdem ein hochdiszipliniertes Popstar-Leben auf einem Körper-Niveau führt, das keine Nusschnecke verzeiht. Piqué soll ihr aber den Rücken gestärkt haben. Deshalb steht Shakira jetzt wieder auf der Bühne, und singt mit einer Lust, tanzt mit einer Freude und einem Körper, dass man beim Zusehen ganz neidisch werden könnte. Aber stattdessen tanzt man mit und lacht, wenn sie lacht – es ist doch Shakira!

Sex und Selbstzerstörung

Marilyn Monroe, Jane Bowles, Marguerite Duras, Patricia Highsmith: Die vier so unterschiedlichen Frauen haben mehr gemeinsam, als man denkt. Die niederländische Starautorin Connie Palmén nimmt das Quartett unter die Lupe. *Von Rolf Hürzeler*

So klar hat die Dekadenz noch kaum jemand erfasst. «Der archetypische Mensch des zwanzigsten Jahrhunderts, sein wahrer Jedermann, ist der Psychopath.» Diese Erkenntnis brachte die amerikanische Schriftstellerin Patricia Highsmith zu Papier, lange bevor sie weltberühmt war. Sie würdigte im Alter von 21 Jahren ihre Zukunft mit diesen pessimistischen Worten. Allerdings war das in den Augen der jungen Highsmith keine negative Sichtweise, sondern eine geradezu erstrebenswerte Perspektive. Für diese Frau bedeutete das krankhaft Abnorme künstlerische Entfaltung. Diese Überzeugung liess sie die Figur des verbrecherischen Tom Ripley erfinden, mit dem sie sich identifizierte.

Die niederländische Autorin Connie Palmén schrieb unter dem Titel «Die Sünde der Frau» neben dem Highsmith-Porträt drei weitere Essays: über die Schauspielerin Marilyn Monroe, die in Europa wenig bekannte US-amerikanische Schriftstellerin Jane Bowles sowie die französische Autorin Marguerite Duras. Die Verfasserin Palmén hat sich vor zwei Jahren einen Namen gemacht mit ihrer akribischen Beziehungsanalyse «Du sagst es» über die amerikanische Lyrikerin Sylvia Plath und den englischen Dichter Ted Hughes.

Kindheit ohne Vater

Das Böse als Alter Ego ging bei Patricia Highsmith (1921–1995) sehr weit. Sie unterschrieb während Jahren mit «Pat H. alias Ripley». In jener Zeit beherrschte Tom Ripley, diese Figur eines amoralischen Genies, sie so sehr, dass sie in sich mehr als seine Schöpferin sah: «Sie schlüpft in die Rolle des schüchternen, kunst sinnigen, anarchistischen, charmanten Psycho pathen Ripley und löst sich selbst völlig auf.» Highsmith schrieb immerhin fünf Ripley-Romane, die bis heute lesenswert sind. Denn das ist die andere Seite des Krankhaften, nämlich die kreative Inspiration.

Auf den ersten Blick könnten Highsmith, Bowles, Duras und Monroe kaum unterschiedlicher sein: Zwischen dem Hollywood-Glamour der Schauspielerin Monroe und der französischen Bohème der Duras liegen Welten. Dennoch haben die Schicksale dieser Frauen vieles gemeinsam: Alle vier hatten eine holprige Kindheit. Die Väter waren verschwunden oder tot, die Beziehungen zu den Müttern konfliktreich. Sie legten sich in ihrer Gedankenwelt eine neue Identität zu, mit der sie allerdings scheiterten. Sie zerstörten sich systematisch

selbst, sei es durch übermässigen Alkoholkonsum wie Duras, Bowles und Highsmith oder durch Suizid wie Monroe.

Sie sprachen oft in der dritten Person von sich wie Norma Jeane Mortenson (1926–1962). Sie erfand die Kunstfigur Monroe, die das US-amerikanische Schönheitsideal verkörperte – frivol und karrieresüchtig. «Ich glaube, die Tragödie verbirgt sich hinter der Sehnsucht, echt zu werden, zu einem von dem empfundenen Image losgelösten Selbst zu finden», schreibt Palmén über die Amerikanerin.

Liste der Liebschaften

Die Lebensgeschichte der Marguerite Duras (1914–1996) ist exemplarisch und liest sich wie ein Roman. Auch ihr Name war ein Pseudonym, weil sie mit ihrem Ich nicht leben konnte. Die in Vietnam Aufgewachsene engagierte sich politisch für die Kommunisten, bis sie 1950 aus der Kommunistischen Partei austrat. 1959 wurde sie mit ihrem Roman «Hiroshima mon amour» weltberühmt, eine Hommage an die Französinen, die sich im Zweiten Weltkrieg mit deutschen Besatzern einliessen. Sie wusste, wovon sie schrieb: Duras soll ein Jahr lang mit der Vichy-Regierung zusammengearbeitet haben und damit eine Kollaborateurin gewesen sein.

«Duras ist die Autorin des Verbotenen, des Inzests mit dem geliebten Bruder, des fünfzehnjährigen Mädchens, das als weisse Kinderprostituierte Sex mit einem älteren chinesischen Liebhaber hat, des Geldes wegen, und um in die körperliche Liebe eingeweiht zu

Literatur

- 52 **Sex und Selbstzerstörung**
Connie Palméns Hommage an Marilyn Monroe, Marguerite Duras, Jane Bowles und Patricia Highsmith
- 55 **Aus Armut ins Abenteuer**
Heinrich Bosshards Anschauungen
- 56 **Sieger teilen nicht gern**
Matusseks Deutschland-Analyse
- 57 **Knorrs Krimis**
- 58 **«Nichts ist ungeheurer als der Mensch»**
Kurt Steinmann über «Antigone»
- 59 **Neuheiten**
- 60 **Literarischer Tempelritter**
Bestseller-Autor Martin Walker
- 61 **An und für sich**
Max Weys Sprach-Kolumne

werden», fasst Palmén diese ungewöhnliche Vita zusammen. Duras hatte einen unglaublichen Überlebenswillen, den sie notorisch im Schnaps ersäufte – bis zur Bewusstlosigkeit. Sie ging unzählige Liebschaften ein, war aber unfähig, einen Mann wirklich zu lieben. «In der Leidenschaft, im Wahnsinn, im Alkohol, im Schreiben und in der Liebe sucht Duras nach dem Äussersten, dem Echten und dem Wahren. Die Frauen in ihren Werken sind verstümmelt...»

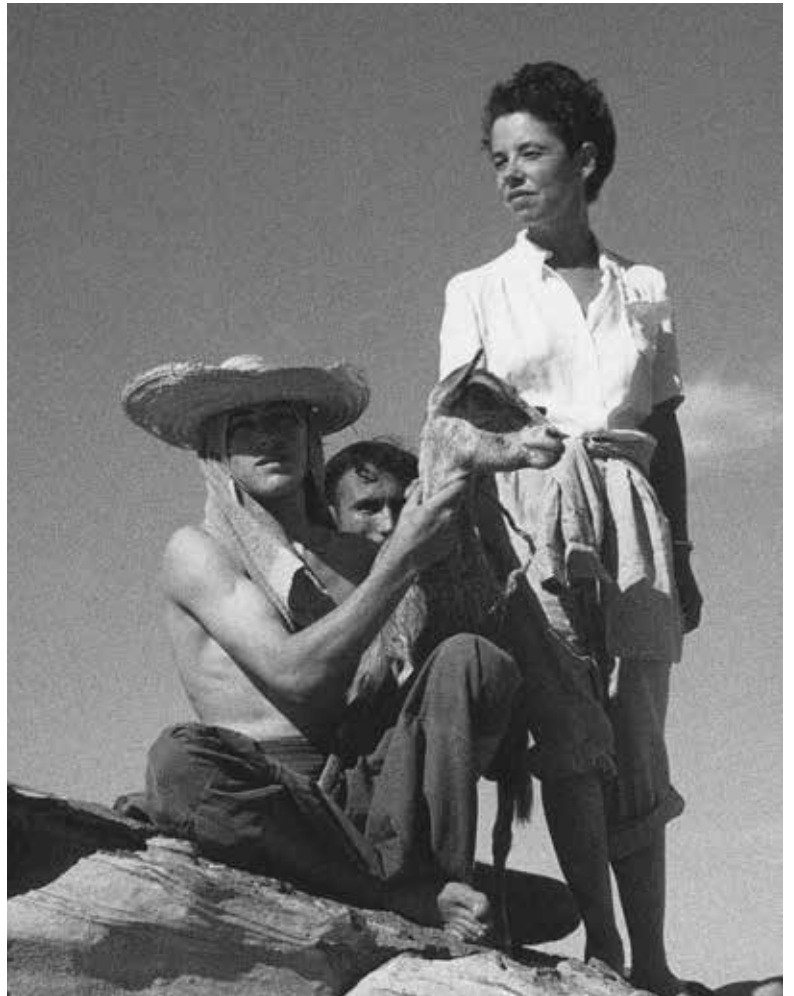
Auch bei Patricia Highsmith führt die Verzweiflung zum Exzess, und zwar bereits in jungen Jahren: «Die morbiden Fantasien, mit denen sie sich seit der frühen Pubertät getragen hat, finden nun ihren Niederschlag in Kurzgeschichten, aber sie entdeckt auch den Sex als Ventil der Verzweiflung, der Unsicherheit und des Selbsthasses.» Sie schläft mit Männern und mit noch mehr Frauen. Immer auf der Suche nach Liebe, die sie nirgends finden kann. In Notizheften führt sie eine genaue Liste ihrer Liebschaften, vertieft damit ihre Schuldgefühle

«Ich glaube, die Tragödie verbirgt sich hinter der Sehnsucht, echt zu werden», schreibt Palmén.

und löst den intensiven Wunsch nach Strafe aus. Diese fügt sie sich mit ihrer gesundheitlichen Selbstzerstörung gleich selbst zu.

Highsmith wuchs die ersten Lebensjahre bei ihren Grosseltern auf, der Vater liess sich neun Tage nach ihrer Geburt scheiden, die Mutter wendet sich einem neuen Mann zu. Die kleine Pat empfindet den Verlust als «Hochverrat», wie Palmén schreibt: «Sie verschliesst und entfremdet sich, wird unnahbar und zieht sich zum Selbstschutz in die Welt der Fantasie zurück.» Sie veröffentlicht mit zwanzig Jahren ihre erste Kurzgeschichte und hat sogleich Erfolg. Doch die Anerkennung kann die Verletzungen in der Kindheit nicht lindern, selbst als sie die Ripley-Romane schreibt, die sie weltberühmt machen. Highsmith zieht rastlos um die Welt, lebt in Italien und Grossbritannien, bis sie als alte Frau im Tessin eine Klausur findet. Zu diesem Zeitpunkt ist sie eine unnahbare, bösartige Frau geworden, die den menschlichen Kontakt meidet. Ihr Grabmal steht in der Gemeinde Tegna, ihrem letzten Wohnort.

Am bekanntesten ist die Schicksalsgeschichte von Marilyn Monroe. Palmén erinnert an die



Glamour als Ausweg aus der seelischen Misere: Frauen-Ikonen Monroe, Bowles, Highsmith, Duras (im Uhrzeigersinn).



VIP-Kulturreise «Hamlet» in der Elbphilharmonie Hamburgs klingendes Wahrzeichen

Der Geniestreich der Schweizer Stararchitekten Herzog & de Meuron ist der jüngste Stolz der Hanseaten: die weltberühmte Elbphilharmonie. Unsere Leserreise gibt Ihnen Gelegenheit, den unvergleichlichen Klangkörper live zu geniessen sowie die schönsten Seiten Hamburgs zu erkunden.

Reeperbahn, Speicherstadt und Hafencity: Mit seiner schier grenzenlosen Zahl an Attraktivitäten begeistert Hamburg seine Besucher. Offenheit, Tradition und eine Prise frivoler Charme prägen das Tor zur Welt mit dem drittgrössten Seehafen Europas. Auf unserer dreitägigen Exkursion erleben Sie sämtliche Facetten der Handelsmetropole. Sie lernen die typische Gastronomie im Traditionslokal «Schifferbörse» oder im Restaurant «Kajüte» kennen. Sie haben Gelegenheit, im Schiff auf der Alster zu tuckern oder die vielfältigen Einkaufsmöglichkeiten zu entdecken. Dazu logieren Sie im 4-Sterne-Hotel «Renaissance Hamburg». Höhepunkt ist das Duo-Filmharmonia-Konzert im Grossen Saal der Elbphilharmonie. Dennis James und Michael Tsalka haben die Musik zum deutschen Stummfilm «Hamlet» für die Besetzung Orgel, Klavier sowie Cembalo und

Sopran neu arrangiert. Die «Hamlet»-Verfilmung von 1921 (Regie: Svend Gade und Heinz Schall) war damals ein riesiger Kinoerfolg. Die literarische Vorlage lieferte das Buch «The Mystery of Hamlet» des amerikanischen Shakespeare-Forschers Edward P. Vining von 1881.

Reiseprogramm (Auszug):

- 1. Tag:** Anreise und Stadtrundfahrt: Alsterarkaden, Rathaus, «Michel», Reeperbahn. Abendessen in der «Schifferbörse».
- 2.Tag:** Speicherstadt, Hafencity und «Hamlet» in der Elbphilharmonie, Lunch in der «Kajüte»
- 3. Tag:** Hafen- und Alsterrundfahrt, Besuch der Kaffeerösterei Burg inkl. Verkostung (fakultativ); Mittagessen und Rückreise.

Detailliertes Reiseprogramm:
www.platinclub.ch



Platin-Club-Spezialangebot

VIP-Reise Hamburg:
«Hamlet» in der Elbphilharmonie
15. bis 17. August 2018

Leistungen:

- Swiss-Flug Zürich–Hamburg–Zürich
- Transfer Flughafen–Hotel–Flughafen
- 2 Nächte mit Frühstück im 4-Sterne-Hotel «Renaissance Hamburg»
- Mittag- und Abendessen gemäss Programm
- Stadtrundfahrt Hamburg
- Rundgang Speicherstadt und Hafencity
- Konzertkarte (2. Kategorie)

Preis:

- Für Abonnenten: Fr. 1495.– p. P. im DZ
- Für Nichtabonnenten: Fr. 1795.– p. P. im DZ
- Einzelzimmerzuschlag: Fr. 240.–

Optional:

- Einzelzimmerzuschlag: Fr. 240.–
- Hafensrundfahrt, Alsterfahrt und Besuch der Kaffeerösterei Burg, inkl. Mittagessen: Fr. 100.–

Anmeldung:

Buchen Sie Ihr Arrangement über
Telefon 091 752 35 20 oder per E-Mail an
info@mondial-tours.ch.

www.weltwoche.ch/platinclub

weltberühmte Fotografie, auf der die Schauspielerin ihren Rock zusammenhält. Die Aufnahme datiert aus dem Sommer 1954 und wurde an der New Yorker Lexington Avenue inszeniert: «Eine offenerzig gekleidete Blondine stöckelt auf ein Entlüftungsgitter der U-Bahn, um sich Kühlung zufächeln zu lassen.» Ein Zug fährt unten durch und lässt ihren Rock hochwehen. Die Szene hat sich zwar so zugezogen, war aber von Billy Wilder inszeniert als Trailer für den Kinofilm «Das verflixte siebte Jahr», mit dem Monroe den Durchbruch schaffen sollte. Das Demütigende an der Szene: Unglaubliche 1500 johlende Zuschauer sollen das Geschehen beobachtet haben. Die Monroe war während Jahren die am meisten fotografierte Frau der Welt und spielte ihre vordergründige Rolle perfekt.

Auch sie erlebte in frühen Jahren Traumata. Ihre alleinstehende Mutter gab sie zur Adop-

Pech nur, dass Marilyn Monroe selbst nicht an ihre Fähigkeiten glaubte.

tion frei. Sie kam zu bigotten Pflegeeltern. Später nahm die Mutter sie zwar zu sich, doch ihre seelische Verfassung machte laufend Klinikaufenthalte nötig; die kleine Marilyn wurde zur Sozialwaise und ein Cousin vergewaltigte sie als Zwölfjährige. Mit sechzehn heiratete sie erstmals; später kamen grandios gescheiterte Ehen dazu, eine mit einem Baseballspieler sowie eine mit dem Dramatiker Arthur Miller. Auch er erlag ihrem Betrug.

Strasberg riet zu Psychoanalyse

Marilyn Monroe glaubte, dass es für sie nur einen Weg aus der seelischen Misere gebe: den Glamour, den sie mit ihrem Äusseren erzielte. Sie wird bis heute als schlechte Schauspielerin angesehen – zu Unrecht. Pech nur, dass Monroe selbst nicht an ihre Fähigkeiten glaubte. Als sie das Actors Studio von Lee Strasberg besuchte, riet er ihr zu einer Psychoanalyse, damit sie ihre echten Gefühle zeigen könne.

Ihr Kampf war so sinnlos wie bei den anderen drei Frauen. Obgleich sich alle drei durch grossartigen Mut auszeichneten: «Sie durchbrechen die Schranken des Anstands, ihres Geschlechts, der herrschenden Moral. Sie tun das, um frei, souverän und autonom zu sein.» Was sie nie erreichten.



Connie Palmen: Die Sünde der Frau. Diogenes. 96 S., Fr. 29.90

Schweizer Klassiker

Aus Armut ins Abenteuer

Mit seinen Monatsschriften hat Heinrich Bosshard 1853 bis 1855 das Amerikafieber der auswanderungswilligen Schweizerinnen und Schweizer entfacht. Von Christoph Mörgeli



Unendlich viel Raum: Ankunft in Amerika.

Volle vier Wochen hatte die Seereise seit dem Ablegen des Dreimasters «Costella» in Le Havre gedauert. Endlich näherte sich der Hafen von New York und damit die neue Welt: «Nun nahm ich zum ersten Mal meine Violine aus der Kiste; alles war hocheufreut. Frohe Lieder klangen an die nahen, lichterbekränzten Ufer; es wurde getanzt, man ordnete festliche Umzüge und marschierte ums Deck, und alle Leiden der Seereise waren vergessen.»

So schrieb der Schulmeister, Landwirt, Imker, Musiker und Dichter Heinrich Bosshard (1811–1877), dem der Arzt eine Atlantiküberquerung zur Heilung seiner Tuberkulose verschrieben hatte. Die monatlich als «Anschauungen und Erfahrungen in Nordamerika» gedruckten 123 Briefe Bosshards fanden reisenden Absatz. Denn die Not war gross in der Schweiz; der noch junge Bundesstaat galt als eines der ärmsten Länder Europas. Düstere wirtschaftliche Zukunftsaussichten hatten laut Bosshard dazu geführt, «dass viele tausend vaterlandsliebende und würdige Bürger die Auswanderung als ein Rettungsmittel ihrer Generation betrachten».

Auch heute noch vermag die literarisch, historisch, volkskundlich und wirtschaftlich aufschlussreiche Schilderung der USA zu fesseln. Leider sind die drei Bände niemals neu aufgelegt worden. Heinrich Bosshard bereiste

die Staaten New York, Pennsylvania, Ohio, Indiana, Illinois, Iowa, Minnesota, Wisconsin und Florida, wobei der allmählich Genesende bei landwirtschaftlichen Arbeiten kräftig mitanpackte. Wurde der Fussgänger auf einem Pferdefuhrwerk mitgenommen, entschädigte er die Mitfahrenden mit Gesang und Geigen spiel. Bosshard lernte das harte Leben der weissen Siedler ebenso kennen wie jenes der Sklaven und der Indianer. Sein Urteil über die Auswanderung lautete zuversichtlich: «Der Mensch hat Wahl und Freiheit sich zu platzieren, gross und schön ist die Erde und unendlich viel Raum.»

Schweizer Kolonie in Ohio

1855 weilte der mittlerweile bekannte, gefeierte Reiseschriftsteller wieder bei seiner Familie, berichtete aber bereits 1858 bis 1860 von einem zweiten Streifzug durch die USA und Kanada. Danach übersiedelte Bosshard mit Gattin und drei Kindern als Farmer in die Schweizer Kolonie Highland, Ohio, wo er es zu bescheidenem Wohlstand brachte und sechzehn Jahre später an Typhus verstarb. Ein recht pompöses Denkmal erinnert in Highland an den Schriftsteller, ein bescheideneres steht in seinem Geburtsort Seen bei Winterthur. Der begabte Sohn armer Leute gehörte 1832 zu den ersten Absolventen des modernen Seminars Küsnacht und wirkte längere Zeit als Lehrer und Förderer von Gesang und Instrumentalmusik in Schwamendingen. Das ehemals gefeierte, heute fast vergessene patriotische «Sempacherlied» stammt aus der Feder des kämpferischen Liberalen.

Wegen angeblicher Religionsfeindlichkeit wurde Heinrich Bosshard vorübergehend mit Berufsverbot belegt. Trotz mancher Rückschläge vermochte er viele Schweizer Mitbürger mit seinem unerschütterlichen Optimismus anzustecken: «Mögen beschränkte Geister die Auswanderung als ein tollkühnes Wagnis betrachten; sie ist nichts anderes als ein Feldzug für Wohlfahrt und Familienglück, und diese Leute sind weder Europa noch dem Vaterland verloren. Je mehr sich Amerika bevölkert, desto mächtiger wird die Wechselwirkung, welche die Wohlfahrt und den Glanz Europas fördert.»

Heinrich Bosshard: Anschauungen und Erfahrungen in Nordamerika. Drei Bände. Zürcher und Furrer, 1853–1855. 1151 S.

Sieger teilen nicht gern

Selten hat man eine so tief verstörende und zugleich humoristische Analyse des deutschen Pressewesens gelesen. Matthias Matussek über seine eigene Tragödie, die die Tragödie eines Landes widerspiegelt. *Von Heimo Schwilk*

Der gesunde Menschenverstand gelangt selten zur Herrschaft. Er bricht sich bisweilen Bahn, wenn die Verhältnisse zu tanzen beginnen. Aber ist sofort wieder bedroht, wenn eine Weltanschauung den Sieg davonträgt. Sieger teilen nicht gern, sie räumen hinweg, was ihrem Machtanspruch im Wege steht. Man kann das beklagen, aber der gesunde Menschenverstand, dem ja immer auch ein realistisches Menschenbild zugrunde liegt, weiss, wie wenig sich der Mensch ändert. Er ist verführbar, er ist im Zweifelsfall ein Opportunist und Mitläufer. Widerstandskämpfer sind rar, deshalb setzt man ihnen gern post mortem ein Denkmal. Zu Lebzeiten grenzt man sie aus, wirft sie in Zuchthäuser oder beseitigt sie. So weit ist es mit Matthias Matussek noch nicht. Aber sein neues Buch gibt der herrschenden Mediokratie allen Anlass, ihn mundtot zu machen.

«Katholischer Taliban»

Sein Verbrechen: Er hat die deutsche Bundeskanzlerin kritisiert, ihre Flüchtlingspolitik. Dafür wurde Angela Merkel selbst vom politischen Gegner, von der SPD, den Grünen und sogar von der Linken, in den Himmel gehoben. Sein Buch «White Rabbit oder Der Abschied vom gesunden Menschenverstand», zu Anfang des Jahres erschienen in der kleinen, aber feinen Edition Tichys Einblick, bilanziert die perfiden Methoden seiner Ausgrenzung. Selten hat man eine so verstörende, zugleich humoristische Analyse des bundesdeutschen Pressewesens gelesen. Was unter die Haut geht, ist die Verknüpfung von persönlicher Erfahrung mit allgemeinen Einsichten in den intellektuellen und moralischen Niedergang des journalistischen Gewerbes. Dabei war Matussek als *Spiegel*-Redaktor lange Jahre ein gefeierter Star der Szene. Seine Reportagen, oft auf den Titelseiten des Nachrichtenmagazins platziert, wurden von allen Seiten goutiert; deshalb erschien es gar nicht so überraschend, dass die Hamburger Edelfeder zuletzt bei Springer Unterschlupf fand. Aber da war Matussek als «Nationalist» und «katholischer Taliban» bereits bei seinen Kollegen auffällig geworden. Irgendwie hatte er mit seinen Bestsellern «Die vaterlose Gesellschaft», «Das katholische Abenteuer» und «Wir Deutschen» den Stallgeruch verloren. Da schien



«Aschehaufen-Künstler»: Autor Matussek.

der Axel-Springer-Verlag, für den ihn der Vorstandsvorsitzende Mathias Döpfner persönlich gewann, die logische Alternative.

Aber dort, in der vermeintlichen Herzkammer des bürgerlichen Journalismus, ereilte ihn das finale Aus, der Rufmord am «rechten Publizisten», der zu eliminieren ist. Matussek beschreibt diesen Desillusionierungsprozess, der insgesamt siebzehn Monate dauerte, mit einer bravourösen, sarkastischen Souveränität. Kein Selbstmitleid, nirgends. Allenfalls Irritation, wie all dies, die bösertige Denunziation, die vorsätzliche Missdeutung seiner Texte, möglich ist in einem Haus, das zu Lebzeiten von Axel Springer für seine Prinzipientreue und seinen publizistischen Mut bekannt war – und gerade deswegen von links mit harten Bandagen und meist unfair bekämpft wurde.

Als Gewährsmann für sein unerschrockenes Auftreten führt der Autor den katholischen Konvertiten Gilbert K. Chesterton an, Autor der weltbekannten Kriminalgeschichten um den scharfzüngigen Pater Brown. Dieser Ches-

terton, den so gegensätzliche Denker wie Ernst Bloch und George Bernard Shaw verehrten, liefert die Stichworte, um die aktuelle Selbsterstörung der vierten Gewalt sichtbar zu machen. Schon vor hundert Jahren schrieb Chesterton prophetisch: «Wir brauchen keine Zensur der Presse. Wir haben eine Zensur durch die Presse.»

In der maoistischen WG

Chesterton agierte – wie übrigens auch sein Verehrer Matussek – aus der Position des orthodoxen Gläubigen heraus, der die Selbstüberschätzung der Moderne, den totalen Herrschaftsanspruch aufgeklärter Vernunft mit paradoxem Witz aufspiesste. Matussek nennt Chesterton den «Apostel des gesunden Menschenverstandes» und hat so frappierende Zitate des englischen Schriftstellers im Köcher, dass diese Figur geradezu revitalisiert erscheint, eine Neuentdeckung, die wir dem Autor hoch anrechnen müssen. Es ist anzunehmen, dass Matussek auf den «Clown Gottes», wie Chesterton sich selbst nannte, nicht zufällig gestossen ist. Denn dieser verfügte über denselben umwerfenden, erhellenden Witz wie er selbst: Lachen sei «ein Windstoss der Inspiration», meinte Chesterton. Eine

Wahlverwandtschaft, die Matussek elegant nutzt, um sich selbst in eine unangreifbare Tradition zu stellen.

Beklagt wird in Matusseks aufregendem Buch gerade dieser Traditionsbruch, mit Hilfe eines bissigen Rundumschlags gegen das gesamte linksemanzipatorische Projekt der Acht- und sechziger, zu denen Matthias Matussek ja einst selbst gehörte. Vielleicht sind seine Attacken auch deshalb so vernichtend, weil er die Gesinnungslage seiner Gegner bestens kennt. Lebte er doch in einer maoistischen WG in Kreuzberg, praktizierte die freie Liebe, kämpfte auf der Strasse gegen das «Schweinesystem» und konsumierte Haschisch und LSD.

Das weisse Kaninchen des Buchtitels ist so auch einem psychedelischen Song der Band Jefferson Airplane entsprungen. Allerdings gab es damals auch Studenten, die nicht «Ho-Ho-Ho-Chi Minh!» skandierten und statt Marx und Mao lieber Camus und Jünger lasen. Schaut man genau hin, schreibt der Autor in erster Linie über sich selbst, vom Aufstieg und Fall

eines journalistischen Ausnahmetalents. Das Psychogramm, das Matthias Matussek dabei von sich selbst entwirft, ist nicht immer schmeichelhaft, aber durchweg ehrlich. Es entsteht das Bild eines selbstunsicheren, suchenden Charakters, der «im Grunde geliebt werden will», «harmoniesüchtig» und «jederzeit zur Versöhnung bereit» ist. Das leuchtet ein, liest man nur genau. Schärfste Urteile werden gefällt, Kollegen in ihren Schwächen und Miserabilitäten aufgespiesst, ohne dass man den Eindruck hat, der Urteilende reisse die Brücken ein, über die man wieder zueinanderfinden könnte.

Fatale Rolle der Alt-68er

Eine kleine Anekdote erläutert Matusseks Talent zur provozierenden Auffälligkeit, ohne die sein Erfolg – und seine jetzige Ausgrenzung – nicht zu verstehen ist. Er erinnert sich an einen Tirol-Urlaub mit der Familie in den frühen sechziger Jahren. Der kleine Matthias ist sieben Jahre alt und doch schon ausgereift, was sein Talent angeht, in jedes sich bietende Fettöpfchen zu treten. Auf einer Wiese liegt ein grosser schwarzer Aschehaufen. Die Mutter ermahnt die Söhne, nicht hineinzutreten. Mit Skischuhen an den Füßen will der Knirps es allen zeigen und den Haufen locker überspringen. Er landet, natürlich, mitten darin. Das Fazit beschreibt wunderbar treffend die Haltung des heutigen Autors: «Es war wahrscheinlich der einzige Aschehaufen in Tirol. Er war schon von weitem zu sehen. Man hatte mich ausdrücklich davor gewarnt. Und ich sass mittendrin! Ich muss gestehen, ich bin dieses Muster nie richtig losgeworden, mein Leben verläuft in diesem Rhythmus. Aschehaufen-Künstler.»

Die aktuellen Aschehaufen muss Matussek nicht suchen. Sie liegen bedrohlich vor unser aller Haustür. Weil er nicht wegschauen kann und will, tritt er in sie hinein, um maximalen

Staub aufzuwirbeln. Den Islam bezeichnet er als «menschenverachtenden Wüstenglauben, den Mondglauben der Muslime», der – «fremdenfeindlich» – alles ablehne, was nicht dem eigenen Sittengesetz entspreche. Die von der Politik verfügte und von den Medien gefeierte Willkommenskultur für Asylsuchende und Wirtschaftsflüchtlinge bedeutet für ihn nicht, wie von den linksgrünen Deutschland-Hassern propagiert, einen «Austausch von Kulturen», sondern «das Eindringen von ungebildeten, antisemitisch geprägten, frauen- und schwulenverachtenden Muslimen». Er sei «offen, aber für Grenzen», schreibt der Autor. Überhaupt

die Grenzen. Nur sie garantieren für Matussek die Souveränität des Staates, sie schützen die Gesellschaft vor Ausbeutung von aussen, vor Migranten, die in die Sozialsysteme einwandern, aber die Spielregeln ihrer Gastländer missachten. Nicht müde wird der frühere Linke, auf die fatale Rolle vieler Alt-68er hinzuweisen, die alle Türen öffnen wollen, weil ihrem Traum von der Multikulturalität ein masochistischer Selbsthass zugrunde liegt. «Deutschland, verrecke», «Deutschland, du altes Stück Scheisse», «Ausländer, bitte lasst uns nicht mit den Deutschen allein» lauten die Parolen auf «antifaschistischen» Demonstrationen. Ein «linker Rassismus» gegen das eigene Volk breche sich zunehmend Bahn, klagt Matussek.

Kommt die Trendwende?

Wer noch einmal nachlesen möchte, wie verlogen die etablierten Parteien die AfD im Wahlkampf attackierten, um danach deren Vorschläge für eine Beschleunigung der Abschiebung zu kopieren, der kommt in diesem im besten Sinne aufklärerischen Buch auf seine Kosten. Zeigt nicht der jüngste Skandal um das sogenannte Bamf, das Bundesamt für Migration und Flüchtlinge, wie dreist Asylbescheide gefälscht und Abschiebungen unterlaufen wurden? Auf Unterstützung bei der Aufklärung durch die deutschen Medien darf der Bürger kaum hoffen. «Der angelsächsische Journalist berichtet Fakten. Der deutsche Journalist will erziehen», zitiert der Autor den Soziologen Max Weber. Ist eine Trendwende in Sicht? Matthias Matussek glaubt fest daran und setzt als Ex-Sponti auf eine neue Apo: «Ich glaube, der Wind hat sich gedreht.» Die wahre Intelligenz stehe heute rechts. Dort, wo nicht das Herz, sondern der Verstand schlägt, der gesunde Menschenverstand.

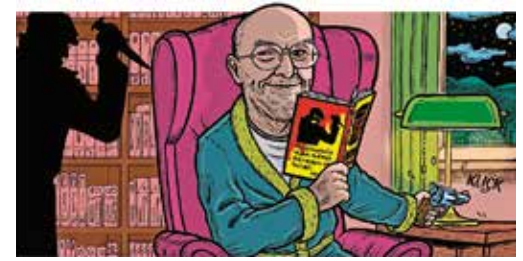
Dass der Autor dabei auch an seine eigene Rehabilitierung denkt, ist ihm nicht zu verdenken – und die eigentliche Botschaft dieses fulminanten Buches.

Matthias Matussek: White Rabbit oder Der Abschied vom gesunden Menschenverstand. Finanzbuchverlag, Edition Tichys Einblick. 320 S., Fr. 32.90

Heimo Schwilk war 25 Jahre lang leitender Redaktor bei der *Welt am Sonntag*. Zuletzt veröffentlichte er Biografien über Jünger, Hesse, Rilke und Luther («Luther – Der Zorn Gottes»). Blessing, 2017).



Knorrs Krimis



Sadist in Nadelstreifen

«Während ihr Gatte sich anschickte, einen jungen Mann zu ermorden, dem er nie begegnet war, packte Bridget O'Neill die letzten Taschen für das Weihnachtsfest bei ihren Schwiegereltern.» Was für ein erster Satz! Und so gespenstisch geht es weiter. Nordirland 1989. Der unsägliche Konflikt bewegt sich auf ein Friedensabkommen zu. Noch aber wird Francis, Soldat der IRA, aktiviert, zu töten. Alles streng geheim. Auch seine Frau darf nichts wissen; doch sie ahnt es längst und wird sukzessive von den Briten bearbeitet. Francis wird bei einem Anschlag gestellt und landet im Knast. Sein IRA-Chef, ein Sadist in Nadelstreifen, sucht den Verräter und holt auch Bridget zum Verhör. Zwar wird sie verdächtigt, aber auch für unbedarft gehalten. Als Francis nach sieben Jahren Haft entlassen wird, ist das Friedensabkommen unter Dach und Fach, sein IRA-Chef in die Polit-Etage aufgerückt und Francis, der immer noch den Verräter sucht, ein armes Schwein. Dem Iren Nicholas Searle ist ein böser, extrem spannender Polit-Thriller gelungen, der ganz cool und lässig daherkommt und viel über die Mentalität der Nordiren aussagt.

Nicholas Searle: Verrat. Kindler. 349 S., Fr. 29.90

Abhängigkeitsstrudel

Der junge Arzt Harry Kent, der für den Polizeidienst arbeitet, ist ein Fall für Bluthochdruck. Wahrscheinlich auch der Autor, so fiebrig ist sein Stil. Kent wird von seiner Exflamme, der Kripo-Beamtin Francis Noble, mehr genötigt als gebeten, ihr bei der Ermittlung von Susan Bayliss' Tod zu helfen. Der gilt als Selbstmord, doch Francis' Bauchgefühl sagt was anderes. Kent wollte mit Francis – man trennte sich im Krach – nicht mehr zusammenarbeiten, doch der Fall beginnt ihn so zu fesseln, dass er in einen Abhängigkeitsstrudel gerät. Einerseits lässt ihn die Arbeit nicht aus den Klauen, andererseits auch seine seelische Verfassung nicht: Kent ist Amphetamin-abhängig, verliert darüber seine Freundin und wird fast irre. Autor Rob McCarthy, selbst ein junger Arzt, zieht alle Register, übertreibt's gelegentlich mit seinem Fachwissen, weiss aber furios, die Thriller-Handlung auf den Siedepunkt zu treiben.

Rob McCarthy: Autopsie. Rowohlt. 492 S. Fr. 19.90

«Nichts ist ungeheurer als der Mensch»

Aus dem 2500 Jahre alten Chorlied der «Antigone» lässt sich mehr über die Gegenwart lernen als aus manch einer zeitgenössischen Analyse.

Von Kurt Steinmann

*Sinnlos ist viel, und nichts
Sinnloser als diese Geschichte,
Die nämlich, einmal entfacht,
Tötete viele, ach, aber nicht alle
Und änderte gar nichts.*

Nein, diese Verse stammen nicht aus Sophokles' «Antigone», sondern aus Max Frischs «Biedermann und die Brandstifter» (1958). Der Autor lässt einen antikisierenden Chor von Feuerwehrmännern das berühmte Chorlied des Griechen parodieren. Auch Dürrenmatt parodiert es am Schluss seines Theaterstücks «Der Besuch der alten Dame» (1956): «Ungeheuer ist viel [...] Doch nichts ungeheurer als die Armut [...]»

Parodien funktionieren nur, wenn das Parodierte bekannt ist. Vor sechzig Jahren kannte das Bildungsbürgertum noch seinen Sophokles. Und heute? Jedenfalls, das Chorlied des Sophokles verdient weiterhin noch höchste Aufmerksamkeit. Die technischen Fähigkeiten des Menschen sind ins Ungeheure gewachsen: Er kann (fast) alles machen, was er machen will, und was er machen kann, macht er auch. Technik und Ethik aber weisen einen krass verschiedenen Entwicklungsstand auf. Im Chorlied der 442 v. Chr. uraufgeführten Tragödie «Antigone» wird bereits davor gewarnt. Seine Strophen enthalten eine zentrale Aussage für das sophokleische Menschenbild.

Das Lied von der Grösse und Gefahr des Menschen lautet in meiner stark an das Original gebundenen Übersetzung (V.332–375):

Strophe 1

*Zahlreich ist das Ungeheure und nichts
ungeheurer als der Mensch:
dieses (Wesen) fährt auch über das graue
Meer im Sturm des winterlichen Süd
und schlägt sich durch unter
rings verschlingendem Wogenschwall,
und der Götter Höchste, die Erde,
die unerschöpfliche, unermüdlische beutet er aus,
wenn seine Pflüge sich drehen Jahr um Jahr
und er sie durchfurcht mit dem Rossegeschlecht.*

Der Mensch wird als *deinós* definiert, als Wesen, das gross und schrecklich in einem ist; das einzigartig passende Wort, das Hölderlin gewählt hat, lautet «ungeheuer»; ungeheuer gross und ungeheuer miserabel ist der Mensch. Die Aussage in den beiden ersten Zeilen des Liedes ist doppelt: Es gibt viel Ungeheures, und: Es gibt nichts Ungeheureres als den Menschen. Thematische Mitte der These bildet im griechi-

schen Text der Mensch, dessen Fähigkeiten als Superlativ (verneinter Komparativ) erfahren werden. Der Mensch als Zentrum der Aussage und Träger des ganzen Liedes bildet auch kompositorisch die Mitte.

Der weitere Inhalt der ersten Strophe: In Schifffahrt und Ackerbau macht sich der Mensch das Meer und die Erde untertan.

Gegenstrophe 1

*Der leicht-sinnigen Vögel Volk
fängt er, es umgarnend,
und der wilden Tiere Geschlecht
und die Brut des salzigen Meeres,
mit des Netzes engmaschigen Schlingen:
der überaus kluge Mann. Er bezwingt
mit List und Kunst das auf dem Felde hausende
bergdurchwandelnde Wildtier, und das langmähnige
Ross zügelt er mit dem Joch um den Nacken
und auch den unermüdlischen Bergstier.*

Nach der Schifffahrt und der Ausbeutung der Erde nun das gewitzte Können in Jagd und Domestikation. Die beiden Fähigkeiten sind getrennt durch «der überaus kluge Mann». Die syntaktische Mittelstellung für beide Bereiche der Gegenstrophe hat eine gestalterische Bedeutung: Der Beherrscher der Tierwelt steht auch formal in der Mitte.

Strophe 2

*Auch die Sprache und windschnelles Denken
und den Trieb, Städte
zu ordnen brachte er sich bei und unwirtlicher
Fröste unter freiem Himmel und
üblen Regens Geschosse zu meiden,
allbewandert. Unbewandert in nichts geht er
ins Künftige. Vor dem Tod allein
wird er kein Entkommen gewinnen.
Aus (früher) unbezwinglichen Krankheiten aber
ersann er sich ein Entrinnen.*



Lied von der Grösse und Gefahr des Menschen: Antigone bestattet ihren Bruder.

Der Mensch brachte sich auch Sprache und Denken und den Trieb zu geordneter politischer Gemeinschaft bei. Damit ist er innerhalb der Gattung der Lebewesen durch seine spezifischen Leistungen von der Tierwelt abgegrenzt. So wird die in der ersten Gegenstrophe dargestellte Überlegenheit des Menschen nachträglich begründet. Die mythologische Erzählung vom Feuerdiebstahl des Prometheus, dem der Mensch die elementaren Lebenstechniken verdankt, wird in eine Anthropologie transformiert.

Der Mensch erfindet auch Schutz gegen die Unbill der Witterung, er schafft sich menschenwürdige Behausungen, «allbewandert». «Unbewandert in nichts» geht er dem Kommenden entgegen: Der Mensch findet einen Ausweg für alles Künftige, einen Bereich, der eigentlich den Göttern vorbehalten ist. Doch durch die Gabe der Seherkunst ist es dem Menschen möglich, sich diesem göttlichen Bereich anzunähern. «Vor dem Tod allein / wird er kein Entkommen gewinnen»: der Tod als Grenze des Menschen. Von den Tieren unterscheidet sich der Mensch durch seine geistigen Fähigkeiten, von den Göttern ist er durch seine Sterblichkeit getrennt. Im Satz «Aus (früher) unbezwinglichen Krankheiten aber / ersann er sich ein Entrinnen» lässt sich ein Hinweis auf die Leistungen der griechischen Medizin im 5. Jahrhundert herauslesen.



Gegenstrophe 2

Die Erfindungsgabe der Kunst als Geschicklichkeit über die Hoffnung hinaus besitzend, schreitet er bald zum Bösen, bald zum Guten. Ehrte er die Gesetze des Landes und das bei den Göttern beschworene Recht: Hoch geachtet in der Stadt! Kein rechter Bürger aber ist, wem das nicht Gute sich verbindet um tollkühnen Handelns willen! Weder am Herde sitze mit mir noch sei mir Gesinnungsgenosse, wer solches tut.

Technische Klugheit und Findigkeit als rationales Vermögen besitzt der Mensch in ungeheurem Mass; aber damit ist über sein Wesen erst wenig ausgesagt. Nun kommt die ethische Dimension hinzu («das Böse – das Gute»): Es gibt gar keine neutrale Leistung als Wert an sich, sondern jedes menschliche Tun gerät notwendigerweise zum Guten oder Bösen, gerät in die Verantwortlichkeit. Der Mensch ist gross durch seine Wahl. «Die Gesetze des Landes» sind der durch das Herkommen geheiligte Brauch, die gültige menschliche Ordnung; «das bei den Göttern beschworene Recht» meint die göttliche Welt- und Rechtsordnung.

Menschenrecht und ungeschriebenes göttliches Recht sind die Instanzen für Gut und Böse, dabei sind die menschlichen Satzungen in der übergeordneten göttlichen Weltordnung begründet; die Bewahrung der Einheit von göttlichem und menschlichem Recht sichert die staatliche Gemeinschaft («Hoch geachtet in der Stadt»), die Zerstörung dieser Einheit gefährdet die Gemeinschaft und zugleich die einzelne Existenz («Kein rechter Bürger aber ist...»). Ursache der Verfehlung dieses *a-polis* ist Wagemut, Vermessenheit, Grenzüberschreitung. Die Gemeinschaft wird ihn aus dem privaten, kultischen und öffentlichen Bereich austossen, um sich selbst zu bewahren.

Zusammenfassend lässt sich über diese Strophen sagen: Der Mensch ist ein «ungeheuer» leistungsfähiges Wesen. Leistung ist immer ethisch gebunden, nie wertneutral. Massstab für die Sittlichkeit einer Handlung sind die Gesetze, göttliche und menschliche. Wer die Gesetze verletzt «um tollkühnen Handelns willen», schliesst sich aus der Gemeinschaft aus.

Der überzeitliche Sinn dieses Chorlieds ist einleuchtend: die *deinótes* des Menschen, seine ungeheure technische Potenz, wächst ins Unermessliche; umso mehr hängt seine Weiterexistenz davon ab, ob er die ethische Relation seiner Leistung sieht und sein erschreckendes Wissens- und Willensdefizit hierin erkennt. Nur die Technik, die sich ethischen Normen verpflichtet weiss, entartet nicht zur Hybris.

Kurt Steinmann gehört zu den renommiertesten Übersetzern vom Altgriechischen ins Deutsche. Für seine herausragenden Leistungen ist er kürzlich mit dem Paul-Scheerbart-Übersetzerpreis ausgezeichnet worden.

Neuheiten



Familienhölle

Eine ganz normale Familie im 21. Jahrhundert: Die Eltern sind geschieden, die Mutter lebt mit dem Sohn in Basel, der Vater mit der Tochter, seiner neuen Frau und deren zwei

Kindern in Hamburg. Mutter und Vater haben keinen Kontakt mehr – bis die Tochter zur Abifeier lädt, dem deutschen Pendant zur Maturafeier. Wie sollen sich die zerstrittenen Eltern begegnen? Und vor allem: Wie sollen die Verwandten und Freunde am Tisch platziert werden, so dass alle nahe bei der Tochter, die verschiedenen verfeindeten Lager aber möglichst weit voneinander weg sitzen? Dies hinzukriegen erweist sich als schwieriger als die Lösung einer komplexen mathematischen Gleichung. Und wenn man gemeint hat, eine einigermaßen akzeptable Lösung gefunden zu haben, kommt doch alles anders, als gedacht. Eric Nil beschreibt emotionale Minenfelder der Patchworkfamilie rasant und mit der einzig ertragbaren Einstellung: mit ganz viel Humor. (rb)

Eric Nil: Abifeier. Galiani. 160 S. Fr. 23.90



Töten statt beten

Matthias Steinmann ist emeritierter Medienprofessor, Erfinder eines Systems zur TV-Quotenmessung, Millionär, zweifacher Schlossbesitzer – und passionierter Pilger. Rund

10 000 Kilometer ist er auf dem *Camino* nach Santiago bereits abgelaufen. Aus seinem Hobby hat der kreative Geist gleich eine neue literarische Gattung geschaffen: den Pilgerkrimi. Zum zweiten Mal verbindet er in einem Roman die meditative Fortbewegung mit thrillerartiger Spannung. Diesmal konstruiert er eine besonders irrwitzige Story, die sämtliche Männerfantasien bedient: Ein ehemaliger Fremdenlegionär und Mörder ist unter dem falschen Namen Pedro Casanova als Pilger getarnt auf der Flucht. Da begegnet er einer geheimnisvollen Frau, die nach einigen Liebesnächten vor seinen Augen erschossen wird. Der selbsternannte Casanova findet Aufnahme bei einer alten Adelsfamilie, deren Überleben von einer letzten Stammhalterin im gebärfähigen Alter abhängt. Die Aristokraten bieten ihm Schutz – sofern er als Gegenleistung mit seiner Mannskraft den Fortbestand der Familie sichert. (rb)

Matthias F. Steinmann: Die Gräfin von Montorzier. Ursella. 269 S., Fr. 29.–

Literarischer Tempelritter

Martin Walker packt seine Leser mit einem biederem Landpolizisten als Protagonist seiner Krimis. Der Gendarm glaubt unerschrocken an das Gute im Menschen. Und wird immer wieder enttäuscht.

Wahr oder unwahr, ist für einmal unerheblich – zu schön ist die Anekdote, um nicht erzählt zu werden: Der britische Schriftsteller Martin Walker sitzt im Vorzimmer des Oval Office im Weissen Haus und wartet darauf, ein Interview mit Bill Clinton zu führen. Seine Frau Julia ruft ihn an und sagt, sie habe soeben das Traumhaus im französischen Périgord gefunden; er müsse nur noch dem Preis zustimmen. Da geht die Tür zum Oval Office auf; der Präsident erwartet ihn. Walker flüstert hastig «Yes» ins Mobiltelefon.

«Ich mag keine kaputten Typen»

Das war gut so, ohne Clinton-Besuch hätte Walker nach einigem Nachdenken den Preis vielleicht als zu hoch empfunden und nein gesagt. Darauf ist der Mann im Périgord angekommen und schreibt nun Buch um Buch. Soeben ist sein zehnter Kriminalroman, «Revanche», herausgekommen. Protagonist ist wiederum der Polizist Bruno Courrèges, ein unscheinbarer Ermittler, der gerade deswegen liebenswürdig ist und eine gewaltige Anhängerschaft fesselt. «Ich mag keine kaputten Typen», sagt Martin Walker, «meine Leser wollen das nicht, und meine Leserinnen schon gar nicht.» Er ist gegenwärtig auf Platz eins der Schweizer Bestsellerliste.

Walker weilt jetzt gerade nicht im Périgord, sondern sitzt im lauschigen Garten des Zürcher Hotels «Florhof» und schlürft eine Art Holundersaft von schwerdefinierbarer Farbe. Dazu erklärt er den Charakter ebenjenes unscheinbaren Ermittlers, dessen Wesen anscheinend unergründlicher ist, als man a prima vista meinen könnte. «Er ist ein moderner Mann und liebt starke Frauen, die für ihn unerreichbar sind.» Da ist vor allem seine grosse Liebe Isabelle, die im Pariser Innenministerium Karriere macht und für Bruno nach einem leidenschaftlichen Sommer weit weg ist. «Das ist das Dilemma von Männern heutzutage», sagt Walker und meint damit, «dass intelligente Frauen als Partnerinnen für viele nicht in Frage kommen, weil sie keine Familie wollen und somit eine feste Beziehung scheuen.» Das sei in seiner Jugend anders gewesen. Der 71-jährige Walker ist seit vierzig Jahren mit seiner Frau Julia zusammen, die den Hauskauf im Périgord getätigt hat.

Walker arbeitete während Jahren für die britische Tageszeitung *Guardian* als Korrespondent in Moskau und Washington. Er rapportierte aus den Kampfzonen im Nahen Osten.



«Ich mag keine kaputten Typen»: Schriftsteller Walker.

«Im Irak musste ich aus einem Panzerfahrzeug berichten.» Später wechselte er zur Nachrichtenagentur United Press International und dann zum amerikanischen Think-Tank A. T. Kearney, für den er heute noch tätig ist.

«Nach ein, zwei Gläschen schreibt es sich am leichtesten», lächelt er.

Der gebürtige Schotte von der entlegenen Hebrideninsel Barra lebt nun in Washington, D. C., im Londoner Stadtteil Fulham und in einem Dorf im Périgord, das als Saint-Denis in seinen Kriminalromanen Niederschlag gefunden hat.

In diese Bücher packt er so ziemlich das gesamte Zeitgeschehen. Er schüttelt es wild durcheinander und zieht daraus Erzähl-

stränge, die er raffiniert verwebt. In «Revanche» stürzt eine Frau vom Gemäuer einer mittelalterlichen Burg der Tempelritter zu Tode. Der Ort ist geschichtsträchtig: Von dort aus zogen die Christen zu den heiligen Stätten nach Palästina.

Landjäger Bruno wird bei den Ermittlungen eine Kollegin vom französischen Justizministerium zugeteilt, die beobachten soll, wie die Gendarmerie in der Provinz bei der Arbeit vorgeht. Zuerst ist er misstrauisch, schliesst aber die dunkelhäutige Begleiterin nach und nach ins Herz.

Gutes Essen, feine Weine, Rugby

Bei der zu Tode gestürzten Frau handelte es sich um eine israelische Friedensaktivistin. Sie könnte einem mittelalterlichen Testament der Templer auf der Spur gewesen sein, das belegen soll, dass der Islam nie einen historischen

Anspruch auf Jerusalem erhoben hatte, zumal die Stadt im «Koran» nicht namentlich erwähnt sei. Gleichzeitig treiben angeblich islamistische Terroristen ihr Unwesen im Périgord und lösen eine Grossfahndung aus. Obendrein ist in diesem Krimi immer wieder die Rede von Missbrauchsfällen, die eine lusche Kinderpsychiaterin gegenüber den Behörden einklagt. Neben alledem wird einem gefesselten Mittelalter-Dozenten das beste Stück angesengt. Polizist Bruno findet das alles zwar fürchterlich, lässt sich aber nicht aus der Ruhe bringen und geht neben den Ermittlungen weiter seinen Liebhabereien nach: gutem Essen, feinen Weinen, Rugby und vor allem der Jagd.

Wem diese inhaltlichen Ingredienzen ein bisschen zu viel sind, der kann immer wieder durchatmen, wenn Walker von der französischen Küche und den lokalen Weinen schreibt. Im neuen Roman findet sich etwa das Rezept für eine Fischsuppe und ein Blanquette de veau, also ein Kalbsragout mit Reis, sowie für Birnen an Gewürzwein zum Nachtisch. Dazu lässt er seinen Helden eine Flasche

Bergerac Rosé vom Château Haut Garrigue und einen regionalen Weissen der Kellerei Pierre Desmartis kredenzen. «Ich wundere mich immer wieder, wie wenig Niederschlag das Essen und das Trinken in der Literatur finden», sagt Walker, «dabei ist der Genuss für die meisten zentral im Leben.» Er selbst jedenfalls zelebriert die raffinierte Küche geradezu und versichert etwas treuherzig, er habe jedes Rezept selbst gekocht. Bei genauerem Nachfragen stellt sich heraus, dass vor allem seine Frau Julia die Spitzenköchin ist und ihn jeweils auf neue Errungenschaften mit den Töpfen aufmerksam macht.

Unglücklicher Labour-Wähler

Matin Walker kann stundenlang über Küche und Wein reden. Was die erlesenen Tropfen angeht, fühlt sich der Autor seinem Helden am nächsten: «Nach ein, zwei Gläschen schreibt es sich am leichtesten», lächelt er, bleibt aber beim Holundersaft.

Noch leichter fällt es ihm allerdings, über Politisches zu diskutieren, oder besser: über Politiker herzu ziehen. «Ich bin ein traditioneller Labour-Wähler» sagt er, «aber die kann man ja nicht mehr unterstützen, seit Jeremy Corbyn Parteivorsitzender ist.» Er kenne Corbyn seit vielen Jahren: «Der Mann hat seit 1968 keine einzige neue Idee mehr, und so einer will politischer Führer sein.» Der schüchterne Hinweis auf die Konservativen als Alternative bringt Walker schier aus der Fassung: «The fucking Tories», japst er zwei-, dreimal hinter-

einander und zählt atemlos sämtliche Sünden auf, die ihnen seit David Cameron zu Recht oder zu Unrecht vorzuwerfen sind. Vom Brexit hält der bekennende Europäer Walker gar nichts und von der EU nicht viel mehr, «zumindest im jetzigen Zustand nicht». Der Mann ist politisch nicht leicht zufriedenzustellen.



Liebe zur lokalen Küche.

Polizist Bruno lässt sich nicht aus der Ruhe bringen und geht neben den Ermittlungen seinen Liebhabereien nach.

Dafür macht er sich seine Gedanken über die Zukunft. Im Roman «Germany 2064» beschrieb er vor zwei Jahren Süddeutschland im Zeichen der künstlichen Intelligenz: Seine Vision ist erstaunlich optimistisch. So entwickelt sich der Roboter Roberto von einem mechanischen Helfer zu einem empathischen Wesen, das den Menschen emotional beisteht. Walker kam bei seinem Irakeinsatz 2003 auf diese Idee, als er die Beziehung zwischen Soldaten und Sprengstoffrobotern beobachtete. Walker ist allerdings nicht nur euphorisch, was die technische Entwicklung angeht. Er befürchtet, dass sich die Menschen immer weniger respektiert

fühlen, wenn sie im Schatten der technologischen Entwicklung stehen. Zumal diese bedrohlich sein kann, wie die als Waffen eingesetzten Drohnen belegen.

Wenn Walker von seiner Gedankenwelt berichtet, könnte man ihm stundenlang zuhören. Er ist der begnadete Erzähler, und man ist nie ganz sicher, ob er seine Geschichten wirklich glaubt oder einfach sehr schön findet. Was sie tatsächlich sind.

Dabei kann ihn ein Thema plötzlich langweilen. So schwenkt er von der Zukunft unvermittelt zur Heimat: «Ich fühle mich überall zu Hause», sagt er etwas salopp. Zürich findet er toll, aber die Hebrideninsel Barra am Ende der Welt stehe ihm doch «irgendwie sehr nahe». Er fährt regelmässig dorthin, um seinen Familienspuren nachzugehen, wenn er nicht gerade an einem seiner drei Wohnsitze weilt. Einer, der so viel durch die Welt kesselt, findet kaum Zeit zum Schreiben, sollte man meinen: «Macht mir gar nichts, ich kann überall schreiben – im Zug oder Flugzeug.» Dann hält er einen Moment inne und fügt bescheiden an: «Wir reden ja hier nicht von der Literatur eines Dostojewski.» *Rolf Hürzeler*



Martin Walker: Revanche. Diogenes. 432 S., Fr. 29.90

Sprache

An und für sich

Ein kleiner Beziehungsratgeber.

Von Max Wey

Es macht ja nichts, wenn Sätze gut tönen. Nun hören Sie sich mal diese zwei Überschriften an: «Am Basler Bahnhof SBB hat's sich ausgequalmt» (auf Srf.ch) und «Hier hat sich bald ausgequalmt» (*Blick am Abend*). Die Apostrophsetzung lassen wir mal beiseite, «hat's» oder «hats», «sichs» oder «sich's», beides geht. Welcher Titel tönt besser? Die Frage ist müssig. «Hat's sich» lässt sich kaum aussprechen, weil zwei s aufeinanderstossen. Und doch gehört das «es», schreibt man es aus, an diese Stelle: «hat es sich ausgequalmt». Aus Gründen des Wohlklangs aber rutscht es in diesen Fällen nach hinten. Dichter wissen das. «Wie lieblich hat sichs eingemait!», so lautet die erste Zeile von Otto Julius Bierbaums Gedicht «Mai-Wunsch». Die Bibel wusste es schon immer: «Als Mose das hörte, liess er sich's gefallen» (3. Buch Mose).

Sie sollten in sich gehen

Dieses Reflexivpronomen hat es in sich. Es kann zu Missverständnissen führen. Wenn zwei sich gefunden haben, lieben sie sich. Dagegen ist nichts einzuwenden. Es soll allerdings Narzissten geben, die sich selbst lieben. Dann ist die Beziehung schnell zu Ende, und es finden sich zwei, die sich trösten; trösten sie sich gegenseitig, sollte man deutlich machen, dass sie einander trösten. So kann eine schöne neue Partnerschaft entstehen. Sie wird ihrer Freundin erzählen, wie sich der Mann ihr gestern näherte, oder aber, wie der Mann sich ihr gestern näherte. Er, vielleicht ein Intellektueller, wird berichten, wie die Frau ihm sich gestern näherte, oder aber, wie die Frau ihm gestern sich näherte. Diese Satzstellung, wenn auch eher selten, gilt als korrekt. Ob die Beziehung das aushält, ist eine andere Frage.

Beziehungen sind schwierig. Das mag daran liegen, dass Mann und Frau verschieden sind. «Was erzählt der uns für Weisheiten!», werden Sie sich sagen: «Da hört sich doch alles auf.» Ich hör auch schon auf, es gibt genügend Beziehungsratgeber. Aber einen kleinen Rat kann ich mir nicht verkneifen. Immer wieder hört man von Leuten, die aufgrund ihres Talents in die Öffentlichkeit katapultiert werden, sie möchten sich selber bleiben. Sie sollten in sich gehen und sie (wer?) selber bleiben, so wie Bertolt Brecht es formuliert hat: «Jene lob ich, die sich ändern/Und dadurch sie selber bleiben.» Das reicht. An und für sich. Oder wie Karl Valentin gesagt hätte: an und Pfürsich.



Die Bibel

Genuss und Mass

Von Peter Ruch

Gott lässt Kraut sprossen, ...damit der Wein des Menschen Herz erfreut, damit er das Angesicht erglänzen lässt von Öl und Brot das Herz des Menschen stärkt (Psalm 104, 14). Jahrhundertlang galten Verzichtleistungen als wichtigste christliche Tugend. Die Entsagung war das geistige Fundament der Klöster, mit denen der Mittelmeerraum und Europa übersät waren. Gerade die Klöster dokumentieren zugleich, wie schwierig der Verzicht durchzuhalten ist. Viele von ihnen wurden reich, so dass Reformen, Abspaltungen und Ordensgründungen zur Bescheidenheit zurückführen sollten. Da die Güter knapp waren, war Entsagung indes keine blosse Tugend. Gedankenloser Verbrauch hätte die Menschen in Hungersnöte und Krankheiten getrieben. Es ist kein Zufall, dass die Fastenzeiten auf der Winteragenda stehen: im Advent, also ursprünglich nach dem Martinstag, sowie von Aschermittwoch bis Karsamstag. Sparen war lebenswichtig. Andererseits zeigt der Psalm 104, dass die Lebensmittel nicht bloss der Notdurft dienen, sondern auch Freude bereiten sollen.

Dank der Industrialisierung, dem Weltmarkt und der Schuldenwirtschaft sind heute Güter und Dienstleistungen im Überfluss verfügbar. Anstatt Hungersnöte riskieren die Industriegesellschaften und sogar einige Schwellenländer Masslosigkeit und Suchtsynndrome. Schon Calvin stellte fest, dass wir uns zwischen Verzicht und Verschwendung auf schlüpfrigem Boden befinden. Wo mag der richtige Weg verlaufen? Der Wein und unzählige Naturerscheinungen und Güter sollen uns ergötzen. Genuss passt zum gottgefälligen Leben. Zugleich können wir nicht darüber hinwegsehen, dass wir – anders als die meisten Tiere – zur Masslosigkeit neigen. Gegen sie hilft die Danksagung. Jeden Tag ein Wort oder ein Gedanke des Dankes sorgt dafür, dass wir uns des Wohlstands bewusst bleiben und ihn geniessen können. Paulus empfiehlt, die Welt so zu gebrauchen, als gebrauchte man sie nicht (1. Kor 7, 31). Auf diese Weise breitet sich Mässigkeit aus – ohne Zwang von aussen.

Peter Ruch, ursprünglich Handwerker, absolvierte ein Abendgymnasium und war nach dem Theologiestudium 35 Jahre lang reformierter Pfarrer in drei Gemeinden.



Die Grenzen verschwimmen: Doron Kavillio (Lior Raz) und Nurit (Rona-Lee Shim'on) in Fauda».

Serien

Der IS auf dem Weg nach Israel

In der zweiten Staffel des hochgelobten israelischen Mehrteilers «Fauda» wird ein beunruhigendes Szenario durchgespielt.

Von Wolfram Knorr

Am Ende hat er alles vermasselt. Oder trifft ihn weniger Schuld, weil er die politischen Winkelzüge, Anschläge, Intrigen und die Ranküne, die auch sein Privatleben mit betroffen haben, als Einzelner einfach nicht überschauen kann? Sie ihn in seiner Handlungsfähigkeit einfach überfordern? Doron Kavillio, ein bulliger *Draufzu*, der die Undercover-Einheit der israelischen Armee – aus diesen Gründen – verlassen hat und zum Vater aufs Land gezogen ist, wird selbst als Aussteiger von den nicht enden wollenden Anschlägen nicht in Ruhe gelassen. Einen solchen, während einer Geschäftsfahrt, überlebt er, wird daraufhin von tsunamiartiger Wut derart gepackt, dass es ihn wieder zurücktreibt in seine alte Spezialeinheit, die verdeckte Operationen im besetzten Westjordanland durchführt. Die Männer und Frauen kennen den Koran aus dem Effeff, geben sich als Palästinenser und sprechen natürlich fließend Arabisch.

Doch diesmal, in der zweiten Staffel der hochgelobten israelischen TV-Serie «Fauda» (arabisch für Chaos), die Netflix neu im Pro-

gramm hat, macht sich der IS mit tückischer Perfidie in Palästina breit. Es ist, nach Dorons besessener und nicht von allen gutgeheissener Jagd auf den Hamas-Terroristen Abu Ahmad, eine neue und weit heiklere Gefahrenlage. Die Hamas ist zerstritten, und ihr junger Kom-

Die Autoren begehen nicht den Fehler, das Böse nur bei den Palästinensern festzumachen.

mandant Walid El Abed bekommt gefährliche Konkurrenz in Nidal, der in Syrien von der Terrorgruppe Islamischer Staat ausgebildet wurde und diese nach Palästina tragen will. Nidal, mit Kampfnamen El Makedessi, baut aus Studenten eine Einheit auf, die ins israelische Kernland eindringen und Anschläge durchführen soll. Er will aber auch Rache für den Tod seines Vaters nehmen, den Doron umgebracht hat. Nidal schlüpft durch alle Netze, sein Vorgehen ist eine samtpfötige Mischung aus Höflichkeit, Berechnung und Durchtrie-

benheit, hinter der pure Menschenverachtung steckt. Er ist die Kehrseite des aufbrausenden Doron.

Blick aufs Ganze

Lior Raz (er spielt auch Doron) und Avi Issacharoff haben die Serie entwickelt, sie natürlich auf das Persönliche eingedampft. Auf Doron und seinen Angstgegner Nidal, die Kollegen, die Dorons Rückkehr in die Truppe mit Skepsis begegnen, auf Dorons Familie und die palästinensische Ärztin Shirin, die zwischen den gegensätzlichen Parteien aufgerieben wird. Und trotzdem gelingt es den Autoren, hinter den persönlichen Verstrickungen den Blick aufs Ganze, die politischen Strukturen nicht zu vernachlässigen. Diese Mischung aus Emotionalisierung der Agenten sowie von denen, die im Hintergrund die Fäden ziehen, ist überzeugend und wurde nach der ersten Staffel von der internationalen Presse hochgelobt. Die *New York Times* kürte «Fauda» zu einer der besten internationalen Serien des Jahres 2017.

Lior Raz und Avi Issacharoff begehen auch nicht den Fehler, das Böse nur bei den Palästinensern festzumachen. Die Grenzen verschwimmen. Es wird übel gefoltert, und die Kämpfer fühlen sich zuweilen so orientierungslos und verloren wie jemand, der Schatten nach allen Seiten wirft. Arbeiten die Autoren weiterhin mit dem wuchtigen Realismus, den semidokumentarischen visuellen Mitteln und ungeschönten Figuren, die ihre Aufträge erfüllen und zugleich ihr Leben erhalten wollen, lässt sich noch einiges erhoffen. Tatsächlich hat Netflix die Autoren für weitere Projekte engagiert. Eines soll «Hit and Run» heissen. ★★★★★

«Fauda 2» ist auf Netflix abrufbar.

DVD-Premiere

Wind River — Taylor Sheridan gehört zu den begehrtesten und zugleich schwierigsten Drehbuchautoren Hollywoods. Mit «Sicario» und «Hell or High Water» bewies er sein grosses Talent. Die Drehbücher zeichneten sich durch Spannung, Intelligenz und Anspruch aus. Aber genau das ist in der US-Filmindustrie nicht unbedingt allzu gefragt. Dies zeigte sich anhand Sheridans neuer Story «Wind River», die er lieber gleich selbst inszenierte, die aber leider nur 100 000 Besucher in die Kinos lockte. Ein Jammer. Der ehemalige «Sons of Anarchy»-Schauspieler Sheridan versteht «Wind River» als Abschluss seiner *frontier*-Trilogie («Sicario»: Eine FBI-Agentin wird Mitwisserin einer illegalen Aktion in Mexiko; «Hell or High Water»: Zwei Brüder überfallen in Texas Bankfilialen, um die Enteignung der elterlichen Farm durch die Bank rückgängig zu machen). Der Abschluss hat es in sich: Der Fährtenleser und Jäger Cory Lambert (Jeremy Renner) findet auf der Suche nach einem Puma

im Schnee die Leiche der jungen Natalie, die zum Stamm der Schoschonen gehört. Mit den Arapaho leben sie in «Wind River», ihrem Reservat in Wyoming. Es ist mörderisch kalt, schneit, und bei der Untersuchung der Leiche erfährt man, dass bei dreissig Grad unter null jede körperliche Anstrengung tödlich ist; dann platzen die Lungenbläschen, und man ertrinkt am eigenen Blut. Natalie ist gerannt,



Mörderisch kalt: «Wind River».

geflohen vor alkoholisierten Öl-Arbeitern, die sie brutal vergewaltigten und ihren Freund erschlugen.

Der Sheriff von Wind River ist ein abgeklärter Schoschone, der weiss, dass bei einem Mordfall das FBI informiert werden muss, aber auch, dass über Mordfälle in Reservaten keine Statistiken geführt werden. Und so kommt eine junge Frau, Jane Banner (Elizabeth Olsen), gerade von der Ausbildung, und der Sheriff grummelt mit sanftem Sarkasmus zu Cory Lambert: «Da siehst du, was wir denen wert sind.» «Wind River» ist ein grandioser Film, der unter die Eisschicht der Menschen dringt und ihre ganze Hoffnungslosigkeit zeigt. Ein Meisterwerk. ★★★★★

Knorrs Liste

1	Visages Villages Regie: Agnès Varda	★★★★☆
2	The Bookshop Regie: Isabel Coixet	★★★★☆
3	The Third Murder Regie: Hirokazu Koreeda	★★★★☆
4	In den Gängen Regie: Thomas Stuber	★★★★☆
5	L'apparition Regie: Xavier Giannoli	★★★★☆
6	Transit Regie: Christian Petzold	★★★★☆
7	Tully Regie: Jason Reitman	★★★★☆
8	Isle of Dogs Regie: Wes Anderson	★★★★☆
9	Lady Bird Regie: Greta Gerwig	★★★★☆
10	Solo: A Star Wars Story Regie: Ron Howard	★★★★☆

Jazz

Eine Anthologie des Abschieds

Von Peter Rüedi

Mit «Partir», ihrem ersten Soloalbum, greift Elina Duni, die Sängerin zwischen zwei Welten, ein nicht erst seit Goethe («Willkommen und Abschied») grosses Thema der Weltliteratur auf. Geboren in Tirana, wuchs sie ab ihrem elften Lebensjahr in der Schweiz auf. Alle ihre Lieder haben mit der Spannung zwischen dieser ihrer Herkunft und Ankunft zu tun, nie sentimental, immer melancholisch: mit diesem Dazwischen, um welches es in ihrer Beschäftigung mit der Folklore des Balkans immer geht. Zusammen mit ihren Partnern, dem Trio des wunderbaren Jazzpianisten Colin Vallon, war die Distanz zu ihren balkanischen *roots* immer ebenso wichtig wie ihre Rückkehr dahin. Emotional gesagt: der Abschied davon.

Jetzt ist Duni *all alone*, ihre flexible, anrührende, von tiefen Altlagen bis in die Sopranregister ans Herz greifende Stimme, nur sparsamst begleitet von ihr selbst am Piano, auf der Gitarre oder der Handtrommel. Das ist, versteht sich, gleichzeitig ein Zugewinn an Intimität und ein Verlust an Spannung. Und der Wunsch, die Auflösung der alten Partnerschaft sei keine endgültige, bedeutet keine Herabsetzung von Dunis vielsprachiger *cérémonie des adieux*. Sie singt in neun Sprachen: auf Albanisch und Deutsch, aber auch Französisch (Jacques Brel's fabelhaftes Chanson «Je ne sais pas»), Italienisch (Domenico Modugno's nicht weniger bewegendes «Amara terra mia»), Portugiesisch (Alain Oulmans «Meu amor»), Arabisch, Englisch (das einzige Original), ein wunderschön märchenhaftes jiddisches Lied («Oyfn Veg») und zum Abschluss auf Schweizerdeutsch das Volkslied «Schönster Abestärn». Die naheliegendsten Standards zum Thema vermeidet Elina Duni («Partir, c'est mourir un peu», oder Cole Porters Meisterwerk «Ev'ry Time We Say Goodbye [I Die a Little]») (mit der grossen *bridge*: «I can hear a lark somewhere begin to sing about it / There's no love song finer but how strange the change from major to minor»). Aber das ist angesichts der Auswahl insgesamt und der ausnahmslos im Booklet gedruckten schönen Texte fast ein Gewinn. *No jazz*, gewiss. Aber eine sehr persönliche, sehr intime Anthologie zu einem grossen Thema.



Elina Duni: Partir.
ECM 2587

Die erste Prominenten-Entführung

Er überquerte als Pionier in einem Flugzeug die tosenden Wogen des Atlantiks. Doch das Schicksal traf Charles Lindbergh ausgerechnet in seinem eigenen Haus. Eines Tages fand man das Bettchen seines Sohnes leer vor. Die verzweifelte Suche nach Baby Charles bewegte die ganze Welt. *Von Giles Milton*

Um 22 Uhr am 1. März 1932 machte das Kindermädchen Betty Gow einen letzten Kontrollbesuch im Zimmer des zwanzig Monate alten Babys Charles Lindbergh, des Sohns des gleichnamigen berühmten Fliegers.

Zu ihrer Überraschung stellte sie fest, dass der kleine Charles nicht mehr in seinem Bettchen lag. Sie ging sofort zu Anne, seiner Mutter, um zu sehen, ob diese das Baby aus dem Bett geholt habe. Dem war nicht so, worauf Betty zu Charles in dessen Studierzimmer ging.

Auch der hatte das Baby nicht und war beunruhigt, zu hören, dass der Kleine nicht mehr in seinem Bettchen sei. Er rannte ins Kinderzimmer, um selbst nachzusehen. Betty hatte recht: Das Baby war verschwunden.

Als er sich im Zimmer umschaute, fiel sein Blick auf einen weissen Briefumschlag in der Nähe des Fensterbretts. Der Umschlag enthielt die in schlechtem

Englisch geschriebene Nachricht: «Sehr geehrter Herr! Halten Sie 50 000 \$ bereit 25 000 \$ in 20 \$Noten 15 000 \$ in 10 \$Noten und 10 000 \$ in 5 \$Noten. Nach 2–4 Tagen sagen wir Ihnen wohin mit dem Geld.»

Im Brief wurde er ausserdem davor gewarnt, irgendjemanden über die Entführung zu informieren. Lindbergh ignorierte diese Warnung und rief sofort die Polizei an. Binnen zwanzig Minuten war sie da.

Bei einer gründlichen Untersuchung des Tatorts entdeckte man unterhalb des Fensters im Kinderzimmer undeutliche Fussstapfen. Man hatte eine zweiteilige Leiter verwendet, um das Fenster zu erreichen; sie wurde in der Nähe des Hauses entdeckt.

Der eine Teil war zerbrochen, was darauf hindeutete, dass die Leiter beim Abstieg kaputtgegangen war. Im Kinderzimmer oder in dessen Umgebung gab es weder Blutspuren noch Fingerabdrücke.

Die Lindberghs waren verständlicherweise verzweifelt und wollten ihr Baby unbedingt wiederhaben. Charles Lindbergh unterstützte die polizeiliche Untersuchung in jeder Beziehung, nahm gleichzeitig aber



Undeutliche Fussstapfen unterhalb des Fensters.

auch Kontakt zu Unterweltfiguren auf – in der Hoffnung, diese könnten beim Auffinden des Kindes helfen. Zwei von ihnen, Salvatore Spitalo und Irving Bitz, boten sofort ihre Hilfe an. Sie meldeten sich aber auch gleich bei der *New York Daily News*, der sie Vorabinformationen über die Entführung verkaufen zu können hofften.

Am 6. März, fünf Tage nach der Entführung, erhielt Charles eine zweite Lösegeldforderung. Diesmal belief sie sich auf 70 000 Dollar. Es folgten eine dritte und eine vierte, worauf ein ehrbarer ehemaliger Schulleiter

Als er sich im Zimmer umschaute, fiel sein Blick auf einen weissen Briefumschlag beim Fensterbrett.

aus der Gegend, Dr. John F. Condon, seine Dienste anbot. Er schlug vor, zu versuchen, mit dem Entführer direkt Kontakt aufzunehmen – mit Hilfe von Inseraten in verschiedenen Lokalblättern. Sollte der Entführer auf die Inserate antworten, würde Condon bei Lösegeldverhandlungen als Vermittler agieren.

Das klang nicht eben vielversprechend, doch erstaunlicherweise funktionierte es. Der Entführer antwortete und sandte von diesem Zeitpunkt an all seine Mitteilungen direkt an Dr. Condon.

Eine enthielt detaillierte Anweisungen für ein Treffen mit einem nicht identifizierten Mann mit dem Decknamen «John» auf dem Woodlawn-Friedhof in New York. Dr. Condon ging hin, traf «John» und besprach die Bezahlung des Lösegelds. Der Fremde handigte Dr. Condon dafür den Schlafanzug eines Babys aus, als Beweis, dass er den kleinen Charles habe. Als die Lindberghs den Schlafanzug sahen, erkannten sie ihn sofort als denjenigen ihres Babys.

Nach dem Austausch weiterer Mitteilungen traf Dr. Condon «John» erneut. Er übergab ihm 50 000 Dollar und erfuhr im Gegenzug, das entführte Kind be-

finde sich auf einem Boot namens «Nellie» in der Nähe von Martha's Vineyard im Staat Massachusetts. Bei einer gründlichen Suche wurde kein Boot dieses Namens gefunden.

Am 12. Mai, beinahe zehn Wochen nach der Entführung, wurde rund acht Kilometer vom Heim der Lindberghs die halb vergrabene und verwesene Leiche eines Babys gefunden. Sein Kopf war zerdrückt, sein Schädel hatte ein Loch, das linke Bein und beide Hände fehlten.

Die Leiche wurde klar identifiziert als diejenige von Charles Lindbergh jr. und auf Wunsch der Lindberghs bereits am nächsten Tag kremiert. Der Gerichtsmediziner war zum Schluss gekommen, dass das Kind schon seit zwei Monaten tot war und dass ein Schlag auf den Schädel die Todesursache gewesen sei.

Obschon die Polizei des Staats New Jersey eine Belohnung von 25 000 Dollar ausgesetzt hatte, hatte sie den Mörder noch immer nicht gefunden. Sie wusste nur, dass sie den Entführer wohl am ehesten erwischen würde, wenn er das Lösegeld auszugeben versuchte, denn ein Teil desselben bestand aus sogenannten Goldzertifikaten, deren

Nummern von der Polizei notiert worden waren.

Ein verdächtiges Goldzertifikat wurde vom Schalterbeamten einer Bank in der Bronx entdeckt. Auf seinem Rand war mit Bleistift die Nummer eines in New York zugelassenen Autos notiert: 4U-13-14-N.Y. Das half der Polizei, das Zertifikat zu einer Tankstelle in Upper Manhattan zurückzufolgen. Der Tankwart Walter Lyle erinnerte sich, die Nummer deshalb notiert zu haben, weil er gefunden hatte, der Kunde sehe «verdächtig» aus.

Das Nummernschild führte die Polizei zu einem blauen Dodge, dessen Besitzer ein

Als Beweis, dass er den Kleinen habe, händigte der Fremde einen Schlafanzug aus.

gewisser Bruno Hauptmann, 35 Jahre alt, gebürtig aus Sachsen, war. Er wurde verhaftet, und als die Polizei sein Haus durchsuchte, fand sie einige der bewussten Goldzertifikate im Wert von knapp 2000 Dollar.

Sie fand auch eine Menge zusätzlichen Beweismaterials: Da war ein Notizbuch mit der Skizze für den Bau einer ausziehbaren Leiter, ganz ähnlich wie die, die man auf dem Grundstück der Lindberghs gefunden hatte; und das Holz auf seinem Dachboden war das gleiche wie das, aus welchem die Leiter gebaut worden war. Sie fand im Haus auch die Telefonnummer von Dr. Condon.

Der Prozess gegen Hauptmann begann im Januar 1935. Er wurde der Erpressung und des Mordes beschuldigt. Das Beweismaterial, das man in seinem Haus gefunden hatte, zusammen mit Proben seiner Handschrift und der Lösegeldforderungen, sorgte für eine rasche Verurteilung. Obschon die Verteidigung Berufung einlegte, wurde das Urteil bestätigt, und am 3. April 1936 um 20.47 Uhr wurde Hauptmann auf dem elektrischen Stuhl hingerichtet.

Es gab viele Versuche, zu beweisen, er sei betrogen, fälschlich beschuldigt worden oder sonst wie unschuldig gewesen, aber die verlässlichste jüngere Darstellung, geschrieben vom ehemaligen FBI-Agenten Jim Fisher, kommt zum Schluss: «Hauptmann ist heute so schuldig, wie er es 1932 war, als er den Sohn von Mr und Mrs Charles Lindbergh entführte und umbrachte.»

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer

Lesen Sie nächste Woche:
«Josef Stalins rätselhafter Tod»



Fragen Sie Dr. M. Der Experte für alle Lebenslagen

Ich stamme aus einer reichen Familie und habe kürzlich auch einen sehr hohen Betrag geerbt. Mich plagt das schlechte Gewissen all jenen Leuten gegenüber, die für einen Hungerlohn täglich hart arbeiten gehen. Was hilft dagegen? Einen Teil des Geldes spenden oder verschenken? Anita F., Zug

Sie haben ein «schlechtes Gewissen all jenen Leuten gegenüber, die für einen Hungerlohn täglich hart arbeiten». Dies nur, weil Sie durch eine Erbschaft reich geworden sind? Warum denn das? Haben Sie denn diesen armen Leuten etwas angetan? Wären diese besser dran, wenn Sie nichts geerbt hätten? Aber wenn Sie etwas dagegen tun wollen, dass die von Ihnen bemitleideten Leute eine Besserung erfahren, dann gäbe es vielleicht Wege, um dies zu ändern. Vielleicht können Sie Ihr Geld in einem Unternehmen einsetzen, das diesen Leuten gute Löhne bezahlen kann. Das wäre dann sozial. Sie müssten dabei nicht einmal arm werden.

Aber wenn Ihnen das Spenden oder Verschenken Freude macht, dann tun Sie das. Nur: Sie werden vielleicht da und dort für den Augenblick etwas Not lindern oder etwas «Gutes» bewirken. Aber Ihre Leute mit den «Hungerlöhnen» werden deswegen noch keine besseren Löhne erhalten. Ihr Vorteil wäre lediglich, dass Sie Ihren Reichtum gespendet und verschenkt haben und Sie wenigstens kein schlechtes Gewissen mehr haben. Sie sind dann nicht mehr reich, aber Ihre Leute mit den «Hungerlöhnen» hätten immer noch «Hungerlöhne». Ich an Ihrer Stelle hätte aber erst jetzt ein schlechtes Gewissen, weil ich das ererbte Vermögen gespendet und verschenkt statt in Sinnvolleres investiert hätte – nämlich in Unternehmen, die gute Löhne bezahlen! Aber wer heute spendet und schenkt, gilt ja als «guter» Mensch. Wer das Geld ins Unternehmen steckt, das den Werkträgern hilft, wird selbst nicht arm und darum wohl gemäss all den «Moralisten» böse. Entscheiden Sie selbst und tun Sie, was Ihnen Freude bereitet.

Mailen Sie uns Ihre Fragen zu allen Lebenslagen an drm@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Föhrlihubstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Die Fragen werden anonym publiziert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Gewinner der Woche

Geburtstag in Allschwil

Am 16. Juni jährt sich der Börsengang des Biotech-Unternehmens Idorsia aus Allschwil BL. Seit der Kotierung hat sich der Aktienkurs von 10 auf 26.40 Franken fast verdreifacht. Die derzeitige Geburtstags-Rallye läutete eine Kaufempfehlung der Deutschen Bank ein, die das Papier auf 30 Franken zusteuern sieht. Zwar erzielt die Firma bislang kaum Erträge und das erste Quartal 2018 endete mit einem Verlust von 67 Millionen Franken. Die wesentliche Stärke liegt in der Firmen-DNA: Idorsia wurde als Spin-off von Actelion losgeest, als CEO Jean-Paul Clozel den Actelion-Verkauf an Johnson & Johnson orchestrierte (Verkaufspreis: 30 Milliarden Franken). Laut den Deutschbankern habe das zu Idorsia gewechselte Team in der früheren Firma drei Blockbuster-Medikamente

Aktienkurs von Idorsia

Vom 30. Mai bis 5. Juni 2018, in Franken



entwickelt. Aktuell sehe die Pipeline bei Idorsia vielversprechend aus. Was die Eigentümerschaft betrifft, so gehören dem Ehepaar Clozel gegen 26 Prozent an Idorsia. Rudolf Maag ist mit 6,5 Prozent beteiligt. Florian Schwab



Thiel

Parteiversammlung

Von Andreas Thiel

Levrat: Liebe Genossinnen und Genossen, ich bin überwältigt von Ihren Solidaritätsbekundungen gegenüber unseren muslimischen Genossinnen und Genossen. Dass – wie schon an der letzten Parteiversammlung – wieder so viele Genossinnen eine Burka tragen, zeigt, dass die SP eine tolerante Partei ist.

Wir haben an der letzten Parteiversammlung ja auch mit überwältigender Mehrheit die Einführung einer Burkatragpflicht an Demonstrationen beschlossen. Denn die Burka gewährt den Demonstrantinnen bestmögliche Anonymität und somit Schutz vor polizeilicher Verfolgung.

Doch leider müssen wir die Abstimmung wiederholen. Denn statistische Auswertungen haben ergeben, dass zur letzten Parteiversammlung nicht nur Genossinnen unter der Burka erschienen sind, sondern auch zahlreiche Genossen. Es müssen sich laut unseren Hochrechnungen mehr Männer für eine Burkatragpflicht ausgesprochen haben als Frauen und, was noch seltsamer erscheint, auch mehr Ungläubige als Gläubige.

Aufgrund der abgegebenen Stimmen müssen wir zudem annehmen, dass unter dem Schutz der Burka nicht nur Parteigenossinnen und -genossen mit abgestimmt haben, sondern auch zahlreiche anonyme Gäste, die nicht Mitglied unserer Partei sind. Der Verdacht liegt nahe, dass wir unterwandert werden durch radikale Muslime, die ebenfalls eine Burkatragpflicht einführen wollen, aber nicht zum Schutz, sondern zur Unterdrückung der Frau und somit aus den falschen Gründen. Da es in der Schweiz aber nach unserer eigenen Behauptung gar keine radikalen Muslime gibt, hegen wir nach reifem Überlegen den Verdacht, dass sich unter einigen Burkas Mitglieder der SVP versteckt haben müssen, die mit ihrem Eintreten für die Burkatragpflicht bloss unsere Partei diskreditieren wollten.

Deshalb bitte ich Sie alle, vor der Wiederholung der Abstimmung über die Burkatragpflicht, ihre Burka abzunehmen und Ihr wahres Gesicht zu zeigen.

Andreas Thiel ist Schriftsteller und Kabarettist.

Namen

Ein Abend für Adolf Muschg

Literatur und Musik in der Bill-Villa in Zumikon; «Benefiz for Kids» am Zürichsee. Von Hildegard Schwaninger

Nüchtern wie die Kunst ihres Mannes wirkt **Angela Thomas Bill**, die Witwe des Konstruktivisten **Max Bill**. Trocken, kühl, lustfeindlich fast. Sie lud – mit ihrem neuen Ehemann, dem Filmer **Erich Schmid** – in ihr Haus in Zumikon zu einem Abend mit **Adolf Muschg**. Dieser las aus seinem neuen Buch «Einkehr nach Hiroshima», das demnächst erscheint. Dazu gab es Musik: **Barry Guy** (Cello) spielte mit seiner Frau **Maya Homburger** (Violine), der Tochter des bekannten Zürcher Anwalts. Die Gäste waren vor allem eingeladen, weil man Statisten brauchte für den Film, den Erich Schmid über Adolf Muschg dreht. Zwei Kameras waren im Einsatz.

Angela Thomas Bill beglückte ihre Gäste (der Saal war voll) mit ihren politischen Ansichten. Sie gab geradezu klischeehaft das Bild der Cüpli-Sozialistin. Sitzt in ihrer Kapitalisten-Villa und schwingt klassenkämpferische Reden. Sie warnte vor gefährlichen Vorzeichen, etwa «dass im Circus Conelli ein Alt-Bundesrat mit Applaus begrüsst wurde», «dass 30 Prozent der Schweizer SVP wählen», und dann kritisierte sie «das bedenkliche Kulturleben in der Schweiz». Die Gäste staunten, und mancher mag gedacht haben, dass vermutlich ihr Mann eine Filmförderung, die er wollte, nicht bekommen hat. Erich Schmid lernte Angela Thomas Bill kennen, als er einen Film über Max Bill drehte: «Max Bill – Das absolute Augenmass».

Angela Thomas Bill sprach Muschg ihre Bewunderung aus. Nicht ohne sich selbst ins

rechte Licht zu rücken: «Ich bewundere sein grosses Wissen und seine Bildung. Obwohl wir ja auch nicht ungebildet sind.» Oje.

Auf einem Büchertisch lag praktisch das Gesamtwerk von Adolf Muschg zum Verkauf, und Angela Thomas Bill wies auf eine Ausstellung hin, die Hauser & Wirth vorbereitet: über Max Bill und seine Zeit am Bauhaus.

Zur Stärkung gab es Empanadas und Hackfleischbällchen, zubereitet durch Verwandtschaft aus Ecuador.

Benefiz for Kids» ist eine Charity-Organisation, die vor zwanzig Jahren von **Mirjam Bernardi** gegründet wurde (damals zugunsten von SOS-Kinderdörfern in Afrika); mit Fundraising-Veranstaltungen wurden in den letzten zehn Jahren 700 000 Franken für kranke Kinder in der Schweiz gesammelt. Am Samstagabend lud «Benefiz for Kids» erstmals in die «Seerose» am Zürichsee, 162 Gäste kamen; Gesamterlös (Eintritte und Tombola): 30 000 Franken.

Eine der Mit-Organisatorinnen ist **Stephanie Ehrensberger**, eine lustige Münchenerin, Frau von **Beat Ehrensberger**, Rechtsanwalt, der im internationalen Rohstoffhandel tätig ist, ein Family-Office für einen Kasachen verwaltet; er ist Stubenmeister bei der Zunft Witikon und engagiert bei den Zürcher Singstudenten (den schlagenden). Stephanie Ehrensberger hat Jus studiert, macht Steuerberatung («Mein bester Kunde ist mein Mann»), ist – ganz neu – Präsidentin der Kir-



Fast verliebt

Griff ins Klo

Von Claudia Schumacher

Als Larissa ihren neusten Teufelskerl vorstellt, der mir, wie alle seine Vorgänger, als «perfekt» angekündigt wurde, haut mich die Erkenntnis aus den Schuhen: Stürze dich niemals, wirklich nie, nie,

niemals, direkt nach einer Beziehung in die nächste! Klar, das ist keine neue Weisheit. Doch bisher dachte ich, die alte Dating-Regel drehe sich um guten Benimm. Dass man etwas Zeit verstreichen lässt, damit der Ex nicht verletzt wird und um nicht schwach zu wirken. Dass es hier aber um mehr geht, nämlich ums blanke Überleben, war mir bislang nicht klar.

Larissas Neuer ist ein Griff ins Klo. Er lacht zu viel. Klingt harmlos? Wenn Sie einen Abend lang mit einem Possenreisser verbracht haben, der nur über seine eigenen Schenkelklopfer lacht, während er das Lachen bei den Scherzen der anderen kategorisch ablehnt, vielleicht auch, weil er geistig nicht mitkommt, dann wissen Sie: Zu viel lachen, das kann durchaus Sünde sein. Hinzu kommt, dass seine Augen auf einer Diagonalen im Gesicht sitzen, wofür er zwar nichts kann, aber es ist halt hässlich. Der Mann ist nicht nur unansehnlich und eine



Die Gäste staunten: Schmid mit Gattin.



Neues Buch: Schriftsteller Muschg.



Familiär: Wetter-Mann Wick.

chenpflege Uitikon, macht – natürlich ehrenamtlich – die Buchhaltung für die Kinderhilfe Uitikon, eine von Pfarrer Sieber gegründete Hilfsorganisation – tut also einiges für die Allgemeinheit. Beim Sechseläuten führte sie eine 65-köpfige Kindertruppe der Zunft Witikon beim Umzug an.

Kennengelernt haben sich Stephanie und Beat Ehrensberger in München beim Oktoberfest. Sie hatten ihre Logen nebeneinander, der Singstudent aus Zürich und ihr Vater, der Mediziner aus Erlangen, der auch Mitglied einer schlagenden Verbindung ist. Stephanie und Beat waren beide 22, er sagte: «Besuch mich mal in Zürich», das tat sie, mit 23 haben sie geheiratet. Sie haben fünf Kinder, nächstes Jahr ist silberne Hochzeit.

Es war ein familiärer Abend. Beat Ehrensberger sass neben seinem besten Freund, **Adrian Hofer**, Verwaltungsrat bei Appenzeller und neu in der Geschäftsleitung von Adecco (die beiden waren, wie Bilderbuch-Zwillinge, haargenau gleich angezogen, ohne dass sie das – wie sie versicherten – vorher abgesprochen hätten). Viele Freunde aus Uitikon-Waldegg waren da (dort wohnen die Ehrensbergers), die dortige Boutique «Mes Amis» machte eine Modeschau, **Ute Baum** und **Alex Krieger** von Vainard Fine Jewellery spendeten einen Hauptpreis, **Peter Wick**, der Wetterfrosch von Tele Züri, machte die Moderation, **G-Sax** und **DJ Tom Stone** die Musik. Die unpräzise Sommernachtsparty wurde in nur zweieinhalb Monaten organisiert, sie soll nächstes Jahr wieder bei **Thomas Krebs** in der «Seerose» stattfinden. Vorher aber kommt noch das Oktoberfest, auch zugunsten von «Benefiz for Kids», im «Giardino Verde» in Uitikon.

Im Internet

www.schwaningerpost.com

gesellschaftliche Plage, er hat auch beruflich keinen Ehrgeiz und schnorrt permanent Zigaretten, Drinks und Taschentücher von allen, die seinen Weg kreuzen.

Gleichzeitig erkennt er Larissas natürliche Überlegenheit nicht an, nein, permanent behandelt er sie wie eine Babymaus mit Angststörungen, die ganz viel Schutz braucht und keinen Schritt alleine tätigen kann. Das Verrückte ist, dass sein Vorgänger das glatte Gegenteil war – womit wir wieder beim Thema wären: Larissa kompensiert am laufenden Band. Würde sie doch nur mal kurz innehalten, heilen und dann mit frischem Mut, erholtem Herzen und wachem Geist ans Paar gehen. Aber nein. Der Nächste steht immer schon auf der Matte. Daraus ergeben sich zwei grauenvolle Muster, die ihre Paarungsbiografie durchziehen: Wird sie verlassen und vermisst den Mann, sucht sie sofort

einen, der zwar genauso unpassend ist, aber an den alten erinnert. Hatte der letzte keine Haare, hat der nächste auch keine – auch wenn ihm ansonsten alle liebenswerten Eigenschaften des Vorgängers abgehen. Und wenn Larissa den Mann verlässt, wie diesmal, dann sucht sie seine Antithese. Larissas Ex war smart, ehrgeizig, ungesellig und schenkte ihr kaum Aufmerksamkeit. Der Neue ist sein Gegenstück, in der Horrorversion.

Es wird immer tragischer, Larissa und ihr Liebesleben befinden sich nicht mehr nur in der Abwärtsspirale, sondern im freien Fall. Während ich so reflektiere, lacht sie verliebt über den nächsten verbalen Tiefflieger ihres bekloppten Mackers, und ich bin kurz davor, ihm eine Serviette in den Mund zu stopfen, damit er nur einfach endlich Ruhe gibt.



Unten durch Geduld

Von *Linus Reichlin*

Nehmen wir mal an, du trinkst gern Bier, aber dein Arzt sagt, dass deine Leberwerte zu hoch sind. Na und, ist doch logisch! Dir ist völlig klar, dass es deiner Leber nicht guttut, wenn du nach einem anstrengenden Arbeitstag sieben Reparaturbiere trinkst. Aber wenn das deiner Leber nicht passt, bist du gern bereit, die Rollen zu tauschen: Sie bringt das Geld heim, und du baust den Alkohol ab. Aber die Leber ist nicht das einzige Organ, das dir beim Überlebenskampf in den Rücken fällt. Was glaubt dein Körper eigentlich, wer ihm jeden Tag den Magen mit leckeren Nährstoffen füllt? Wer erspart ihm Kälte und Not und verschafft ihm drei Wochen Strandurlaub auf Teneriffa? Andere lassen ihren Körper auf Zeitungspapier unter Brücken rumliegen, aber du rackerst dich sechzig Stunden die Woche ab, damit dein Körper seinen Arsch auf einen Porsche-Sitz drücken kann. Du ersparst deinem Körper wirklich alles Unangenehme, der hat's bei dir besser als deine Kinder. Kein Sport, keine Wanderungen, kein Ballettunterricht. Du ermöglichst ihm ein Leben als Gott in Frankreich, aber zum Dank entwickelt er Bluthochdruck und erhöhte Cholesterinwerte! Dieses 1,74 Meter grosse und 112 Kilo schwere Ding ist die Undankbarkeit in Person! Und dein Arzt unterstützt ihn auch noch: «Ihr Körper macht das nicht mehr lange mit.» O je, der Arme! Manchmal fragst du dich, wie man mit so verwöhnten Körpern einen Krieg gewinnen soll, wenn die Russen angreifen.

«Sie müssen gesünder leben», sagt dein Arzt. Aha! Es bleibt also wieder an dir hängen. Aber was erwartet dein Arzt von dir: dass du drei Kundenaufträge auf einmal erledigst und dann mittags einen Fitnesssteller isst, der zu 90 Prozent aus Teller besteht? Wenn in diesem Land einer eine saftige Schweinswurst mit extra gesättigten Fettsäuren verdient hat, dann du. Hier geht es um ausgleichende Gerechtigkeit. Die Würste, das Bier, die dreissig Zigaretten zwischendurch: Das ist nicht einfach fressen, saufen und rauchen, das ist eine Philosophie. Die Philosophie, dass dir das Leben das wiedergibt, was es dir täglich nimmt. Und wenn dein Körper diese Philosophie nicht mehr mitmacht, dann

»» Fortsetzung auf Seite 68

schluckst du eben Medikamente. Pille auf Bier, das rat' ich dir. Wein auf Pille erweitert die Pupille. Falls du sehr viele Medikamente am Tag nehmen müsstest, würdest du sie in eine Waadtländer Saucisson stopfen und auf diese genussvolle Weise verzehren. Warum stellen die Metzger eigentlich keine Würste her, die bereits Medikamente gegen zu hohe Cholesterinwerte enthalten? Warum gibt es kein Bier mit Wirkstoffen gegen Leberzirrhose? «Doktor Bocks Leberbier». Pharmazeutisch angereicherte Lebensmittel, könnte das die Zukunft sein? So bist du: Immer erkennst du die Marktlücke! Deshalb bist du in deiner Firma unersetzlich, und deshalb gehst du immer als Letzter nach Hause, deshalb trinkst du Reparaturbiere, um runterzukommen, am Schluss musst du dir von einem dahergelaufenen Allgemeinpraktiker vorwerfen lassen, dass dein Körper ein Versager ist. Letztlich steht ja in deiner Patientenakte genau das zwischen den Zeilen: Dein Körper kann mit den Anforderungen des modernen Berufsalltags nicht mithalten. Bei diesem Gedanken empfindest du fast eine Art Solidarität mit ihm, denn für dich ist der Berufsalltag ja beileibe auch nicht leicht.

Vielleicht solltest du deinen Körper von jetzt an behandeln wie einen Legastheniker. Stichwort Inklusion. Inklusion heisst, auf den Hintersten und Letzten zu warten, und in deinem Fall ist das nun mal eben dieses übergewichtige, überforderte Ding. «Ich werde von jetzt an auf meinen Körper warten», sagst du zum Arzt, und er sagt: «Ich befürchte nur, dass das das Bestattungsinstitut auch bereits tut.» «Ja», sagst du, «aber der Unterschied zwischen denen und mir ist, dass die sehr lange warten werden, aber ich nicht. Für Geduld hab ich nämlich keine Zeit!»

Linus Reichlin ist Schriftsteller und lebt in Berlin.



Wein

Fendant, mon amour

Von Peter Rüedi

Das Wallis ist stolz auf seine Sortenvielfalt. Auf seinen rund 5000 Hektaren wachsen 59 verschiedene Sorten, 26 rote und 33 weisse, unter anderem Cornalin, Humagne rouge, Amigne, Petite Arvine, Humagne blanche, Heida, ganz zu schweigen von internationalen Grössen wie Marsanne blanche, Syrah, Chardonnay, Pinot noir, Gamay – welch letztere zwei zu einer Cuvée vereinigt wiederum eine Walliser Spezialität vorstellen, den Dôle. Nach wie vor die erfolgreichste *cépage* im grössten Anbauggebiet der Schweiz ist indes der Fendant. So heisst in der Walliser Nomenklatur der Chasselas, die Schweizer Spezialität schlechthin. Leider ist die unter so vielen Spezialitäten und aufgrund zeitweise abusiver Überproduktion zunehmend aus der Gnade der Konsumenten und also auch der Produzenten gefallen. Die rissen in letzter Zeit in Massen Chasselas-Trauben aus, um auf den Terrains eine oder mehrere der genannten Spezialitäten anzupflanzen, auch wenn die Lagen und Terroirs dafür wenig

geeignet waren. So ist es fast eine der vornehmsten Aufgaben der Weinpromotion geworden, die Chasselas, und besonders den Fendant, aus dem Ruh des Gewöhnlichen zu befreien und Letzterem, der wie keine Sorte das Terroir ausdrückt, auf dem er wächst, das Ansehen wiederzubeschaffen, das er verdient.

Im Renommee auf das zweifelhafte Niveau eines Literweins mit Kronenverschluss heruntergekommen, an allen Deutschschweizer Bars als Apérowein verschmäht (als der er besonders geeignet wäre), ist der Fendant, in dem so viel aggressiv-animierende Kraft steckt, dass an Wahltagen sein Ausschank in vielen Walliser Gemeinden verboten war, zum ultimativen unsexy Wein schlechthin verblasst. Das ist ein Unfug, der im eigenen Interesse der versnobten Fendant-Verächter korrigiert werden muss. Der in Saint-Léonard bei Sitten beheimatete Betrieb Bétrisey & Albrecht verarbeitet die Trauben von 120 Hektaren zu Weinen der ganzen Walliser Spezialitätenpalette, aber neben zwei ebenfalls gegen den Trend promovierten Dôles, darunter der nicht nur wegen seines Namens bemerkenswerte «Sang Barbare», zwei ausnehmend schöne, inspirierende und befeuernde Fendants. Sie räumen zudem mit einem weiteren Vorurteil auf – dem, dass einem Wein unter zehn Franken nicht zu trauen sei. Fendant, *mon amour!* Mich dünkt der «Cent Toises» aromatisch eine Spur breiter aufgestellt, die «Réserve du Patron» eine Nuance pointierter. Aber da muss sich, innerhalb einer derart vergleichbaren Qualität, jeder seinen eigenen Reim drauf machen.

Bétrisey & Albrecht Vins Sang Barbare Dôle du Valais 2016. 12,5%. Fr. 11.–. www.sangbarbare.ch

Bétrisey & Albrecht Vins Fendant Réserve du Patron. 12,5%. Fr. 8.40. (Ebenda)

Bétrisey & Albrecht Vins Fendant Cent Toises. 12,5%. Fr. 9.80. (Ebenda)



Salz & Pfeffer

«Ugly Delicious»

Von David Schnapp

Der Begriff «Ugly Delicious» ist eine Erfindung von David Chang, einem Amerikaner mit koreanischen Wurzeln und einem der einflussreichsten Köche der USA in den letzten vielleicht zehn Jahren. In einer Dokumentation, die auf

Netflix zu sehen ist, widmet sich Chang Speisen, die vielleicht nicht hochästhetisch sind, aber die fast jeder gern hat, die ein wohliges Gefühl auslösen und die man eigentlich immer gerne isst. Er bezeichnet sie als «Ugly Delicious» – sehr fein, aber nicht sehr fotogen: Pizza, Barbecue-Fleisch, Ramen-Nudeln oder frittiertes Poulet.

Weil mir der leidenschaftliche Esser Chang und seine wohlthuend unideologische Herangehensweise sehr sympathisch waren, baute ich bei meinem letzten New-York-Besuch einen Abend in der «Momofuku Ssäm Bar» ein, Changs Adresse für amerikanische Küche – inspiriert vom Rest der Welt.

Schinken im Parma-Stil, der europäischen Vorbildern mindestens ebenbürtig ist, gibt es in verschiedenen Altersstufen mit geröstetem Baguette und Kaffeeseuf; ein Salat mit einer cremigen Sauce und indischen Aromen kommt zusammen mit Mozzarella, Brun-

nenkresse und feiner Schärfe. Und die Spareribs, die nur schon beim Anschauen zart vom Knochen fallen, sind aufregend gewürzt mit einer Sauce aus Bonito-Flocken, Algenpulver, Szechuan-Pfeffer und Honig – eine Mischung mit viel Umami, rauchigen Noten und schöner Süsse-Schärfe-Balance. Das ist die Essenz von «Ugly Delicious». Die Ribs isst man natürlich von Hand, und sie sind so gut, dass ich nachts noch davon träume. Schon der nächste Morgen beginnt mit dem Gedanken, wann ich das nächste Mal in New York sein könnte, um bei David Chang diese «Glazed St. Louis Ribs» für neunzehn Dollar zu essen. Amerikaner sagen dazu auch Soul Food: Essen für die Seele.

Momofuku Ssäm Bar, 207 Second Avenue at 13th Street, New York, NY 10003

Ihr Immobilientraum?



6 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhaus
8127 **Forch-Küsnacht**, R. Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis 2'395'200.- inkl. 2 PP, Bezug nach Vereinbarung
www.ufdeforch.ch



6 ½ Zi. Doppel-Reihen-Einfamilienhäuser
8414 **Buch am Irchel**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug ab Winter 2018/19
www.soonbylepa.ch



1 ½ Zi. und 4 ½ Zimmer Mietwohnung
8708 **Männedorf**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Miete ab 1'640.- p/Mt. exkl NK, Bezug nach Vereinb.
www.loft-neugut.ch



5 ½ Zi. Terrassen-Mietwohnungen
8610 **Uster**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15
Preis Miete 4'550.- p/Mt. exkl NK, Bezug nach Vereinb.
www.schwizerstrasse35.ch



5 ½ Zi. Garten-Eigentumswohnung
8708 **Männedorf**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis ab 1'952'000.-, Bezug nach Vereinbarung
www.lagovista.ch



3 ½ und 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen, Eckhaus
8118 **Pfaffhausen**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
Standort: www.soonbylepa.ch



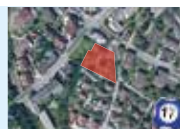
4 ½ und 5 ½ Zi. Wohnungen, 2 DEFH
8332 **Rumlikon**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.grueens-doerfli.ch



3 ½ Zi. Dach-Eigentumswohnung
8184 **Bachenbülach**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis ab 1'145'000.- inkl. PP, Bezug nach Vereinbarung
www.ridere-bachenbuelach.ch



5 ½ Zi. Terrassen-Eigentumswohnungen
8135 **Langnau a. Albis**, M. Knecht Tel. 044 804 34 34
Preis ab 1'745'000.-, Bezug ab Sommer 2018
www.bellesterrasses.ch



3 ½ u. 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8953 **Dietikon**, Stefanie Bigler Tel. 044 316 13 11
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
Standort: www.soonbylepa.ch



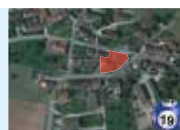
4 ½ Zi. Eigentumswohnung
8127 **Forch-Maur**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis ab 1'278'600.-, Bezug auf Anfrage
www.amena-forch.ch



4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8143 **Stallikon**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15
Preis ab 930'000.-, Bezug nach Vereinbarung
www.zuerikon.ch



7 ½ Zi. Atrium- und 5 ½ Zi. Reihen-EFH
8302 **Kloten**, Kevin Braunwalder Tel. 043 255 88 88
Preis ab 1'275'000.-, Bezug ab Frühling 2019
www.panoramaweg-kloten.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8404 **Stadel/Winterthur**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
Standort: www.soonbylepa.ch



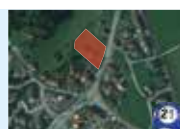
3 ½ und 4 ½ Zi. Terrassenwohnungen
8102 **Oberengstringen**, R. Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.visterrano.ch



4 ½ - 6 ½ Terrassenwohnungen
8103 **Unteringstringen**, R. Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.sparrenberg.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8127 **Aesch-Maur**, Stefanie Bigler Tel. 044 316 13 11
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
Standort: www.soonbylepa.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8493 **Saland**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
Standort: www.soonbylepa.ch



5 ½ Zi. Einfamilienhäuser
8476 **Unterstammheim**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis ab 1'136'000.-, Bezug ab Sommer 2018
www.heerenweg.ch



4 ½ Zi. Terrassenwohnung
8610 **Uster**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15
Preis 1'500'000.-, Bezug nach Vereinbarung
www.schwizerberg.ch



5 ½ Zi. Einfamilienhäuser
8453 **Alten b. Andelfingen**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis ab 934'000.- inkl 2 PP, Bezug ab Sommer 2018
www.vecciaca.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8152 **Glattbrugg**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.glattwies-glattbrugg.ch



4 ½ - 6 ½ Zi. Terrassenhäuser
8309 **Birchwil**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis ab 1'790'000.-, Bezug auf Anfrage
www.mira-birchwil.ch



4 ½ und 5 ½ Zi. Terrassenwohnungen
8615 **Wermatswil**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
Standort: www.soonbylepa.ch

Haben Sie ein Grundstück auf dem Immobilienträume verwirklicht werden können?

Melden Sie sich bei unserem Chef ulrich.koller@lerchpartner.ch oder Tel. 052 235 80 00.

Lerch & Partner
GENERALUNTERNEHMUNG AG
Lerch Partner

MINERGIE[®]
Member

Zürcherstrasse 124 Postfach 322
8406 Winterthur
Telefon 052 / 235 80 00

You Tube

**EIGENHEIM
MESSE
SCHWEIZ**

svit
ZÜRICH

**Wir nehmen an den folgenden
Immobilienmessen teil:**

Eigenheimmesse Schweiz in Zürich
6. - 9. Sept. 2018, Messe Zürich, Halle 6

SVIT Immobilien-Messe in Zürich
29. - 31. März 2019, Lake Side Zürich

Stand Mai 2018



Auto

Lob des (schnellen) Kleinwagens

Kompakt, übersichtlich und schnell genug für ein paar flotte Kurven:
Der Ford Fiesta ST mit 200 PS. *Von David Schnapp*

Zurzeit entdecke ich gerade meine Zuneigung zu kleinen, gut motorisierten Autos neu. Vielleicht ist das schon eine altersbedingte Besinnung auf das Wesentliche. Auch wenn ich natürlich keinesfalls ein 600-PS-Technikwunder von der Garagenkante stossen würde, hat es in ebendieser Garage auch immer Platz für ein Auto, das kompakt, übersichtlich und schnell genug ist.

Taschenrakete

So ein Auto ist der neue Ford Fiesta ST, den ich kürzlich rund um Nizza kennenlernen durfte. Die Ingenieure von Ford haben sich nicht damit begnügt, dem Kleinwagen mehr PS und griffigere Bremsen zu verpassen, sondern haben viel ins Fahrwerk investiert. Dazu gehört ein optionales mechanisches Sperrdifferenzial an der Vorderachse, das in schnellen Kurven die Kraft zwischen den beiden Rädern so verteilt, dass beide möglichst engen Kontakt mit dem Asphalt behalten. Spezielle Federn und die Force-Vectoring-Technologie an der Hinter-

achse sowie eine präzise, aber alltagstaugliche Lenkung sind weitere Elemente des hervorragenden Fahrwerks.

Das ist aber natürlich alles nur graue Auto-technik-Theorie, die Wahrheit liegt auf der Strasse. Auf schönen, kurvigen Strecken durch die Seealpen zeigt sich erst, wozu das alles gut ist. Gut eingefasst von Recaro-Sportsitzen, schaut man als Fahrer von tief unten auf Motorhaube und Strasse und versucht, die Taschenrakete präzise und zügig durch die Kurven zu jagen, was auch deshalb ein Vergnügen darstellt, weil der Fiesta ST kein Auto ist, das einem nach dem Leben trachtet. Es erlaubt es, dynamisch zu fahren, um dann – auf der Autobahn – wieder ziemlich entspannt und komfortabel dahinzugleiten. Gleichzeitig ist es für ein Fahrzeug mit Vorderradantrieb erstaunlich, wie gut die Räder die Kraft in schnellen Kurven auf den Boden bringen.

Der 1,5 Liter grosse Dreizylinder-Turbomotor ruft die Leistung energisch ab, bei 6000 Umdrehungen leistet er 200 PS und ein

Drehmoment von 290 Nm. Das ist für das kleine Auto mit wahlweise drei oder fünf Türen und rund 1300 Kilogramm Gewicht ausreichend. Geschaltet wird durch sechs knackige Gänge von Hand, auch das gehört zum sportlichen Grundgefühl des Autos. Wenn dessen volle Leistung gerade nicht benötigt wird, wird im Teillastbetrieb ein Zylinder zu Sparszwecken abgeschaltet. Ford verspricht dafür «bis zu 11 Prozent» weniger Kraftstoffverbrauch. Ausserdem verfüge der Wagen über einen Benzinpartikelfilter und erfülle die Abgasnorm Euro 6d-Temp, teilt der Hersteller mit.

Der Ford Fiesta ST ist kein kompromissloser kleiner Raser, sondern ein ausgewogenes, sportliches und gleichzeitig kompaktes Auto. Die Liste an Komfort- und Sicherheits-einrichtungen ist erstaunlich und reicht von einer B&O-Play-Musikanlage bis zu Assistenzsystemen mit Abstandsradar, Spurhalteassistent oder Verkehrszeichenerkennung. In der Kunst des Sowohl-als-auch ist der Fiesta ST in seiner Kategorie deshalb weit vorne einzuordnen.

Ford Fiesta ST-3: Leistung: 200 PS/147 kW, Hubraum: 1497 ccm. Beschleunigung 0–100 km/h: 6,5 s. Höchstgeschwindigkeit: 232 km/h; Verbrauch (EU-Norm) 6,0 l/100 km. Preis: Fr. 27 200.–



ABB und die Formel E: Zwei Pioniere für die Zukunft der Elektromobilität.

Gemeinsam definieren ABB und die Formel E die Zukunft der elektrischen Mobilität im Motorsport. Die ABB FIA Formel E Meisterschaft verleiht dem Hochleistungsrennsport auf der ganzen Welt Schub – und fördert so die neuesten Technologien zur Elektrifizierung und Digitalisierung. Das macht den Weg frei für mehr Nachhaltigkeit. Let's write the future. Together. abb.com/formel-e

ABB FORMULA-E
FIA FORMULA-E CHAMPIONSHIP

Auf Sifferts und Regazzonis Spuren

Mit der Formel E kehrt der grosse Rennsport in die Schweiz zurück. Dabei will Sébastien Buemi die helvetische Leidenschaft für seinen Sport neu entfachen.

Von Thomas Renggli

Sébastien Buemi hat in seiner Rennsportkarriere schon viel gesehen. Er kennt alle Formel-1-Strecken zwischen Sepang und Interlagos. Er triumphierte an der Langstrecken-WM und in der Formel-E-Klasse, und er hat auf der legendären Strecke von Le Mans tiefe Spuren hinterlassen.

Doch was der 29-jährige Romand aus Aigle am 20. April auf den Strassen von Zürich erlebte, war selbst für ihn etwas Besonderes. Auf einer Promotiontour für den ersten Formel-E-Grand-Prix auf Schweizer Boden steuerte er das 272-PS-Elektromobil durch den Zürcher Morgenverkehr. Hinter dem Hauptbahnhof liess er die Reifen quietschen. Dann lenkte er das Gefährt über die Bahnhofbrücke, fuhr zwischen Trams und verdutzten Passanten zur ETH hinauf. Damit die Übung nicht mit dem Gesetz kollidierte, musste das (für den Strassenverkehr nicht zugelassene) Gefährt von der Polizei eskortiert werden. Trotz der «Begleitung» ist Buemi noch heute begeistert: «Es war ein unglaubliches Gefühl.»

«Ich überhole gern»

Sébastien Buemi ist das perfekte Aushängeschild für einen Anlass, der in Zürich einen doch eher ungewöhnlichen Kontrapunkt zu Sechsläuten, Street Parade und Knabenschüssen setzt. Der Waadtländer mit sizilianischen Wurzeln ist ein zugänglicher und charmanter Gesprächspartner. Neben Französisch spricht er fließend Englisch, Italienisch und Deutsch – und dies fast so schnell, wie er fährt. Und er macht aus seinem Herzen keine Mördergrube: «Ich will der jüngste Formel-1-Weltmeister werden», sagte er zu Beginn seiner Karriere.

Diskreter ging er in der Öffentlichkeit mit der Beziehung zu seiner langjährigen Freundin Jennifer Mack um. Die heute dreissigjährige gelernte Krankenschwester verfolgte die Formel-1-Einsätze ihres Partners meistens vor dem Fernseher. Buemi sagte dazu: «Es ist nicht einfach. Wir sehen uns selten. Aber wir telefonieren täglich.» Trotz gelegentlich turbulenter Fernbeziehung führte die Liebe zu einem Happy End: Vor drei Jahren heirateten die beiden. Im Februar 2016 erblickte Sohn Jules das Licht der Welt. Auch aus diesem Grund haben die Buemis ihren Wohnsitz zurück nach Aigle verlegt. Am Anfang sei-



Rennfahrer Buemi.

Buemi hat den Autosport in den Genen.



«Fast wie in Monte Carlo»: Buemi beim Formel-E-Test in Zürich.

ner Formel-1-Zeit lebte Sébastien im Ölstaat Bahrain. Später zog er nach Monaco. An beiden Orten ist die Lebensqualität höher als das Steuerniveau. In der Formel 1 wurde sein Jahreslohn auf über zwei Millionen Franken geschätzt. Bei den E-Boliden bewegen sich die Saläre im kleineren Rahmen. Die Top-Piloten stossen aber ebenfalls in den siebenstelligen Bereich vor.

Sébastien Buemi wurde indes nie vom Geld allein getrieben. Den Automobilsport hat er sozusagen in den Genen. Schon sein Grossvater Georges Gachnang war ein ambitionierter Rennfahrer mit Le-Mans-Erfahrung. Vater Antoine, ein Unternehmer, begleitete seinen Sohn lange zu jedem Rennen. Er war vor dem Start jeweils der Letzte, der Séb die Hand schüttelte und ihm moralischen Support zusprach. Cousine Natacha Gachnang schaffte es bis in die Formel 2. Sébastien selber entdeckte früh sein Flair fürs Tempo. Als Einjähriger setzte er sich zu seiner Mutter Véronique aufs Motorrad.

Zwei Jahre später prüfte er den Reifendruck seiner Spielzeugautos. Mit fünf erhielt er seinen ersten Gokart geschenkt. Mit sieben startete Séb im ersten Rennen. «Mein Fahrstil ist aggressiv. Ich überhole gern», sagt er.

Dies will er auch in Zürich beweisen. «Incredible», sagt er zur Aussicht, hier an den Start eines Autorennens zu gehen: «Ich freue mich riesig, vor Schweizer Publikum auftreten zu können. Als ich noch ein kleiner Junge war, mutete nur schon der Gedanke an ein Rundstreckenrennen in der Schweiz utopisch an.» Das letzte Mal in der Schweiz zu einem Rennen angetreten sei er in seiner Kindheit, mit einem Gokart.

Dass Zürich ein perfektes Terrain für den Motorsport bietet, führt er indirekt auch auf die gute Arbeit des Tiefbauamtes zurück: «Die Strassen hier sind in einem einwandfreien Zustand», sagt er lachend. Auch deshalb erwartet er auf einer der langen Geraden die höchsten Geschwindigkeiten der gesamten Saison. Die Lage der Strecke erinnert ihn ans Mekka des Rennsports: «Die Nähe zum Wasser und der Hafen beim Ziel – das ist schon fast wie in Monte Carlo», sagt er.

Apropos Monte Carlo. Die Formel 1 war und ist der wichtigste Massstab für alle Rennfahrer – auch für Buemi. Der grosse Kämpfer und ak-

ribische Analytiker, der in seinem Lebenslauf «Rennfahrer» als erlernten Beruf angibt, weiss, wovon er spricht. Nachdem er sich in kleineren Rennserien (Formel 3, GP 2) hochgedient hatte, gab ihm der Red-Bull-Ableger Toro Rosso 2009 die Chance, in der Königsklasse Fuss zu fassen. Erstmals seit vierzehn Jahren (damals war es Jean-Denis Delétraz) fuhr wieder ein Schweizer in der Formel 1. Toro-Rosso-Teamchef Franz Tost sagte damals: «Unsere Ingenieure sind vom Tempo und von der Lernfähigkeit Buemis wirklich beeindruckt.» Drei Jahre durfte sich der Romand auf höchster Ebene versuchen. Er bestätigte seinen guten Ruf, deutete immer wieder sein grosses Potenzial an und gewann in 55 Rennen respektable 29 Punkte. Trotzdem wurde er 2011 aussortiert.

Zurück in die Formel 1?

Der Grund war vor allem wirtschaftlicher Natur. Schweizer Fahrer sind im globalen Umfeld der Formel 1 zu wenig attraktiv. Buemi sagt zwar: «Es ist in diesem Geschäft weder ein Vorteil noch ein Nachteil, Schweizer zu sein.» Doch Fakt ist auch: Es fehlen den hiesigen Rennfahrern immer wieder die grossen Sponsoren, die durch ihr finanzielles Engagement die Türen zu einem Team aufstossen könnten. So sitzen gerade bei den Mittelklasse-Rennställen nicht zwingend die begabtesten Fahrer im Cockpit, sondern diejenigen, die das lukrativste Gesamtpaket mitbringen. Buemi konnte dies mit Talent und Kampfgeist so lange kompensieren, wie er im Red-Bull-Universum seinen Platz hatte. Als ihn die Österreicher zum Testfahrer degradierten, lief seine Formel-1-Zeit aus.

Ob sich daran nochmals etwas ändert, ist fraglich. Zwar wurde der Schweizer in den vergangenen Jahren immer wieder mit Formel-1-Teams in Verbindung gebracht – zuletzt im Oktober 2017 mit Toro Rosso. Doch letztlich entschied man sich für einen anderen Fahrer. Buemi habe einen Vertrag mit Renault in der Formel E, hiess damals die Begründung. Der Angesprochene selber beurteilt seine Situation nüchtern: «Je länger man von der Formel 1 weg ist, desto schwieriger wird die Rückkehr.» Gleichzeitig spricht er aber auch aus einer Position des Stärkeren: «Mit meinen Verträgen in der Langstrecken-WM und in der Formel E bin ich in einer guten Situation. Ich würde nicht um jeden Preis in die Formel 1 zurückkehren.» Was mit anderen Worten heisst: Es müsste schon ein kompetitives Team anklopfen, um den Romand zu überzeugen.

Am kommenden Sonntag spielen solche Überlegungen keine Rolle. Dann will Buemi ein neues Kapitel in der Geschichte des Schweizer Rennsports schreiben – und auch an jene Zeiten erinnern, als Jo Siffert und Clay Regazzoni die Massen begeisterten und die ausländische Konkurrenz das Fürchten lehrten. Doch Sébastien Buemi hat den Schweizer Rennsportlegenden etwas voraus: Er fährt praktisch lautlos und CO₂-neutral.

Politik

Mit 200 Sachen übers Mythenquai

Schneller, als die Polizei erlaubt: Wenn die Formel E in Zürich ihre Schweizer Premiere feiert, sind die Strassenverkehrsregeln ausser Kraft. Die Geschichte eines zur Realität gewordenen Hirngespinnsts.

Zürich ist nicht Indianapolis – und schon gar nicht Monte Carlo. Doch am kommenden Wochenende wird die Limmatstadt in den Kreis der globalen Motorsport-Destinationen aufgenommen. Formel E heisst die Veranstaltungsserie, die selbst Umweltaktivisten und Pedalfahrer in den Temporausch treiben soll.

Der Anlass ist von sporthistorischer Bedeutung. Seit über 60 Jahren steht die Schweiz motorsportlich weitgehend still. Dafür verantwortlich ist ein Ereignis, das die Welt am 11. Juni 1955 erschütterte. Während des 24-Stunden-Rennens in Le Mans krachte der Wagen des Franzosen Pierre Levegh in die Zuschauermassen und riss 85 Menschen in den Tod. Der Motorsport wurde in aller Welt verurteilt. Rennen wurden abgesagt – oder, wie in der Schweiz, Rundstreckenprüfungen grundsätzlich verboten.

Der Mann, der nun das Rad der Zeit zurückdreht, kommt aus Schwamendingen – FDP-Gemeinderat Roger Tognella. Der gelernte Elektroinstallateur hatte vor drei Jahren mit zwei Ratskollegen die kühne Idee, Zürich zum Schauplatz der aufstrebenden Formel-E-Serie zu machen. Zusammen mit seinen Mitstreitern gründete er den Verein E-Mobil Züri.

Wolff und Leutenegger

Was wie ein Hirngespinnst anmutete, nahm immer konkretere Formen an und überwand alle politischen Hürden. Dabei spielte der Zeitgeist eine entscheidende Rolle. Obwohl die rot-grüne Zürcher Hausmacht Autorennen selbst ohne CO₂- und Lärmemissionen nicht zu den grundsätzlichen Menschenrechten zählt, erteilte sie dem Projekt grünes Licht. Und auch im Stadtrat trat niemand auf die Bremse. Allerdings wählte Tognella eine strategische «Umfahrung»: «Ich vermied es, mit Stadtpräsidentin Corine Mauch über Autorennen zu sprechen.» Seine Verhandlungspartner waren Filippo Leutenegger (Tiefbau) und Richard Wolff (Sicherheit). Dass ausgerechnet diese beiden Politiker nun zu einem Departementswechsel genötigt wurden, sei reiner Zufall, versichert Tognella.

Der Weg an den Rennstart war auch so von gewissen Unwägbarkeiten und Kuriositäten flankiert. Die Streckenführung entstand quasi im Fernverfahren. Zusammen mit seinem Sohn Andrin habe er an einem verregneten Tag im Ferienhaus im Bündnerland mittels «Google Earth» die potenzielle Streckenführung eruiert, erzählt Tognella.

Indianapolis im Enge-Quartier

Die Vorgaben der Veranstalter an den Rundkurs: nicht länger als drei Kilometer, kein grosses Gefälle und eine Strassenmindestbreite von acht Metern. Die grösste Einschränkung für Tognella war das Zürcher ÖV-Netz: «Wir mussten einen Kurs finden, der den Bus-

und Trambetrieb nicht zu sehr einschränkt.» So entstand das Zürcher Indianapolis im Enge-Quartier: Start und Ziel sowie Boxengasse liegen am Mythenquai, über den General-Guisan-Quai führt der Kurs via Stockerstrasse, Dreikönigstrasse, Genferstrasse und Alfred-Escher-Strasse zurück zum Hafen Enge. Die 2,46 Kilometer lange Strecke umfasst neun Kurven (fünf davon im 90-Grad-Winkel) sowie eine Spitzkehre kurz vor der Sukkulenten-Sammlung. Überholmanöver sind auf den beiden langen Geraden



FDP-Gemeinderat Tognella.

«Ich vermied es, mit Corine Mauch über Autorennen zu sprechen.»

möglich. Still steht nur das 5er-Tram.

Unkontrolliert sind die Rennwagen jedoch nicht unterwegs. Auf Weisung der kantonalen Behörden muss die Höchstgeschwindigkeit durch die Veranstalter überprüft werden. Weil das Strassenverkehrsgesetz während des Rennens aber ausser Kraft gesetzt ist, rechnet Tognella trotz Tempi von bis zu 225 km/h mit keinen Führerausweisentzügen.

Ob die erste Austragung des Zurich E-Prix der Anfang einer grossen Tradition wird, bleibt so oder so fraglich. Im ersten Jahr decken die vier Hauptsponsoren ABB, Julius Bär, Adecco und TAG Heuer das Budget von 15 Millionen Franken ab. Die weitere Zusammenarbeit hängt davon ab, ob das Rennen auch 2019 alle politischen Schikanen passieren wird.

Thomas Renggli

Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man in der Seniorenresidenz Prospekte des örtlichen Bestattungsinstituts auflegen?
Oskar Egli, Biel-Benken

Sie wollen mich mit dieser heiklen Frage offensichtlich aufs Glatteis führen. Was überwiegt – Pietät oder Kundeninteresse? Ich bediene mich in diesem Fall einer bewährten Strategie, die von Richtern bei einem diffizilen Dilemma gerne angewandt wird, und halte fest: Prospekte sind zwar völlig veraltet, für eine eher altmodische Kundschaft aber nach wie vor zulässig; auf alles andere ist mangels genügender Substanziierung nicht einzutreten.
Alex Baur, Gerichtsreporter

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Leserbriefe

«Solche Männer sind mir immer noch sympathischer als solche, die Kriege führen oder Frauen unterdrücken.» *Hans Peter Baur*

In Schweden gab es keinen Platzspitz

Nr. 22 – «Oje, alter Schwede»; Katerina Janouch über Männer

Selbst wenn Ihre Beschreibung der schwedischen Nicht-Männer mehrheitlich zutreffen sollte, sind mir solche Männer immer noch sympathischer als solche, die Kriege führen, Frauen unterdrücken, schlagen und vergewaltigen. Und notabene: In Schweden gab es keinen Platzspitz, nur schon der Konsum von Alkohol in der Öffentlichkeit ist in Schweden verboten. Wer dabei erwischt wird, dem nimmt die Polizei die Flaschen, Dosen und Gläser einfach weg und leert den Alkohol aus. Chapeau! Die vielgepriesene Schweizer Freiheit betreffend öffentliche Besäufnisse und ständige Verfügbarkeit von Alkohol gibt es in Schweden nicht, Alkohol ist dort nur in wenigen, staatlich kontrollierten Läden erhältlich.

Hans Peter Baur, Niederurnen

Schützende Hand

Nr. 22 – «Auf der falschen Seite der Geschichte»; Kacem El Ghazzali über die SP

Das Verdrängen und Schönreden unangenehmer Tatsachen durch die SP ist an sich nichts Neues. Dass zahlreiche SP-Vertreterinnen und -Vertreter ihre schützende Hand über die Islamisten halten, die letztlich das pure Gegenteil ihrer eigenen Werte vertreten, entbehrt nicht einer gewissen Komik. Der Artikel von Kacem El Ghazzali könnte neue Einsichten vermitteln. Schade nur, dass die meisten SP-Anhängerinnen und -Anhänger die *Weltwoche* wohl aus Prinzip nicht lesen.

Peter Baumann, Möriken

Pharisäerhaft-feministischer Tunnelblick

Nr. 22 – «Reformer auf dem richtigen Weg»; Roger Köppel über Gottfried Locher

#MeToo als parareligiöse Alternative zum engagierten, christlich-artikulierten Kirchenrenewer Locher? Mit ungehemmter Hasseloquenz wird von einigen reformierten Kirchenvertreterinnen und -vertretern nolens volens zur weiteren Verweltlichung der reformierten Kirche beigetragen. Dies mit dem Vorwand, die Wiederwahl des verdienten Präsidenten des Schweizerischen Evangelischen Kirchenbundes (SEK), Gottfried Locher, für eine weitere Amtsperiode zu verhindern. Man greift zu medienwirksamer Verdammung wegen einer Jahre zurückliegenden Würdigung von Sexarbeiterinnen durch Locher für deren wenig salonfähigen, noch viel weniger politisch korrekten sozialen Dienst an der All-

gemeinheit. Diese Würdigung hatte ein Protestschreiben von 150 Theologinnen und Theologen ausgelöst. Warum wird mit pharisäerhaft-feministischem Tunnelblick eigentlich nicht auch an die eigene Sexualität gedacht? Verdienen oder wünschen sich erwachsene, gesunde Frauen weniger Sex als wir Männer? Warum ist zudem nicht einsehbar – oder wenigstens auf Augenhöhe diskutierbar –, wieso die Evolution von Warmblütern auf männliche und weibliche Stammzellen angewiesen ist? – Oder, eben biblisch gesprochen, dass der Mensch als Mann *und* Frau erschaffen wurde? *Hanspeter Mohler-Meyer, Liestal*

«Wir machen alles richtig»

Nr. 19 – «200 Jahre Marx, 100 Millionen Tote»; Rainer Zitelmann über Ideologien

Als Stadtbewohner mit eher sozialistischer Ader las ich mit grossem Interesse die Leitartikel zum Marx-Jubiläum. Vielen Dank für die Gedankenanstösse. Meine Ader scheint wohl auf den Holzweg zu führen. Dennoch denke ich, dass der Artikel zu wenig zwischen den Begriffen «Kapitalismus» (Wirtschaftssystem, hauptsächlich auf Zinsen basierend) und «freie Marktwirtschaft» (Regelkreis von Angebot und Nachfrage) differenziert. Um schliesslich ein Zitat aus der sehenswerten Dokumentation «Four Horsemen» von Ross Ashcroft von Renegade Inc. zu bemühen: «Der Kommunismus scheiterte zuerst. Der kapitalistische Westen machte in einer triumphierenden Stimmung weiter, indem man sich sagte: «Ah, unser Gegner ist gescheitert, das heisst, wir machen alles richtig.»» *Sam Müller, per E-Mail*

Korrigenda

Im Artikel «Reformer auf dem richtigen Weg» (Nr. 22/18) bezeichneten wir die *Zeit*-Journalistin Aline Wanner fälschlicherweise als Tochter des AZ-Verlegers Peter Wanner. Sie hat mit der Verlegerfamilie jedoch nichts zu tun. Wir bitten um Entschuldigung.

Die Redaktion

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.

1		2		3	4		5	6		7		8	9	10
				11								12		
13	14		15				16		17		18			
19							20							
			21								22			
23		24						25						
26					27					28		29		
30				31				32		33				
34				35				36				37		38
39								40				41		
				42						43				
	44							45				46		

--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--

Lösungswort — Tierischer Gefallen, wird niemandem gefallen

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 1 Bei ihr denkt Dionysos mit Vorfreude an später. 5 Sie macht oft den Dreh- und Angelpunkt aus. 11 Wackelig, salopp gesagt. 12 Beschränkt auf Genanntes. 13 Er macht Waren versandfertig. 16 Arbeiten, in der Steigerungsform. 19 Vom Wunderkind zu Citizen Kane. 20 Mal ist sie Vorlage, mal schlicht Klischee. 21 Der Vorname erweckt ihre Chansons wieder zum Leben. 22 Einst griechischer Held – mit j und x längst ein Waschmittel. 23 Sie leiten sich von Ammoniak ab. 25 Aus der Schalmei entstandene Blasinstrumente. 26 Ohne sie ist die Luft duftlos. 27 Sei's I., II. oder III.: immer ein Sultan der Osmanen. 28 Kommt einem spanisch vor: kein Dummkopf aber eine Null. 30 Die Pastete liess ihre Hüllen fallen. 32 Es war für Kafka die Axt «für das gefrorene Meer in uns». 34 Mit einem Ende wär's dann wirklich real. 35 Man sitzt ihm gegenüber und wird auf die Zukunft eingestimmt. 39 Sie dienen Sportlern und Wettkämpfern. 40 Kommt in der Schweiz zum Zmorge mancherorts auf den Tisch. 41 Drei Buchstaben, die Widerspruch kundtun. 42 Karl, man denkt an Auge und Komik. 43 Wo Luther dazumal mönchisch lebte. 44 Das phrygische Reich und sein berühmtester Vertreter. 45 Für den Chemiker die Verbindung von Calcium, Kohlen- sowie Sauerstoff. 46 Für viele Briten, was für Italiener ein Espresso bedeutet.

Senkrecht — 1 Das Bestimmungswort verweist auf Ort und Gegend. 2 Club der Lüfte, schweizerisch und kurz. 3 Optik, die Fotografen kennen. 4 Gut zum Hören, sagen da nicht nur neugierige Briten. 5 Ein Laut, oft laut und durchdringend. 6 Im Zoologenjargon ist der Nordländer ein Konzentratselektierer. 7 So gesehen, leider muss man sagen, ist dann alles rund herum still. 8 Beautiful Liar – das muss ein DJ sein. 9 Eine etwas schlechte Laune. 10 Jener Cardenal, Priester, Poet und Politiker aus Nicaragua. 14 Tüchtiges Volk in Vorderasien, vor 4000 Jahren. 15 Lockmittel, dem gewisse Tiere kaum widerstehen können. 17 Gewissermassen ein Schummerlicht. 18 Es gab für Nietzsche keine schöne ohne schreckliche Tiefe. 20 Das Pferd zeigt über lange Distanzen seine beste Leistung. 23 Begehren der administrativen Art. 24 Er kommt aus dem Land, das gerade seinen 70. Geburtstag feierte. 25 Kunsttischler, der es Madame de Pompadour angetan hatte. 27 Die Frucht mit ihrem Geruch für tropische Träume. 29 Durch sie wird viel transportiert. 31 Einst wohl Reisfeld am Teich, heute Stadt bei Osaka. 33 Der erste Zweitaktmotor geht auf ihn zurück. 36 Verkehren sich Anfang und Ende, dann ist es schlicht kalt. 37 Schmerzhaft, stöhnt der Ami, meine Gicht. 38 In der andalusischen Stadt befindet sich gleichnamiges Titularbistum.

© Fritz Müller - Rätselfactory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 570

	A	M	A	Z	O	N	S	T	I	L	L	M		
S	P	A	R	R		I	A	O		I	F	F	A	
T	O	R	E	L	L	I		L	O	E	C	H	E	R
R		I	S	T	A	N	B	U	L		Y	A	N	G
E	H	E		E	N	T	R	E		D		V	I	E
B	A	N	G		D	I	A		T	U	E	R	E	N
E	L	K	E		O	M	I	J	A		R	E	R	
M		S	A	F	E		L	I	M	O	N			I
U	N	F	A	E	L	L	E	A		L	S	T	E	R
B	I	E	G	U	N	G		U	M	S	T	A	N	D
A	E	R	T		A	G	I	L		F	E	R	N	E

Waagrecht — 1 AMAZON 6 STILL (engl. f. noch)

11 SPARER 12 IAO (Internationale Arbeitsorganisation) 13 UEFA 15 TORELLI 17 LOECHER 18 ISTANBUL 20 YANG 21 EHE 23 ENTRE 25 VIE 26 BANG 28 DIA (-na) 29 TUEREN 31 ELKE (Sommer, dt. Schauspielerin) 32 OMIJA 34 RER (Dr. rer.; Doktor der, z.B. oec.) 35 SAFE 37 LIMON (span. f. Zitrone) 40 ERFUELLT 43 ESSO 46 UNFAELLE 48 ALSTER 50 BIEGUNG 51 UMSTAND 52 AERT (Rate) 53 AGIL 54 FERNE

Senkrecht — 1 APO 2 MARIENKAEFER 3 ARES

4 ZELTE 5 ORLANDO 6 SALUE 7 TOOL (engl. f. Werkzeug) 8 LUCY 9 LEHAVRE 10 MARGEN 11 STREBE (-r) 14 FENIER 16 INTIM 19 BRAILLE 22 HALS 24 DU 27 GEFRAGT 29 TAMTAM 30 ERNESTE (franz. f. Ernst, auch Ernest) 33 JIL 36 EFEU 38 HORDE 39 MUBA 41 ULNA (lat.-anat. f. Elle) 42 ELGG 44 STAR 45 SENN 47 NIE 49 LSF 51 UL

Lösungswort — NIESELREGEN

EMS
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Hochleistungspolymere
Spezialchemikalien

Eine Patek Philippe gehört einem
nie ganz allein.

Man erfreut sich ein Leben lang an ihr,
aber eigentlich bewahrt man
sie schon für die nächste Generation.



PATEK PHILIPPE
GENEVE

Beginnen Sie eine
eigene Tradition.



Patek Philippe Boutique
at

BEYER

Zürich seit 1760 • Uhren & Juwelen
Bahnhofstrasse 31 • 8001 Zürich • Tel: +41 (0)44 888 33 88
beyer-ch.com



Jahreskalender für Damen
Ref. 4947R